

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Judentum und
Journalismus**

**Peter Altenberg,
Wiener Feuilletonist
und Theaterkritiker**

**Walter Süß, verfolgter
sozialistischer Journalist**

**Ludwig Hevesi,
vergessener
Kunstkritiker**

**Klara Mautner-Mannheim
und Anitta Müller-Cohen,
zwei jüdische
Journalistinnen vor 1938**

**Czernowitzer Presse,
Quellenerschließung und
Forschungsperspektiven**

**Jiddisch und
Journalismus**

2/2003

Jahrgang 18

Facultas und Kolisch im NIG

Fachbuchhandlung für Human-, Sozialwissenschaften

alle Bücher

alle Skripten

Facultas Copycards

Bürobedarf

Facultas und Kolisch im NIG

Neues Institutsgebäude der Universität Wien

Universitätsstraße 7, 1010 Wien, Tel. 406 32 21, www.facultas.at

Öffnungszeiten: Mo bis Fr 9–18 Uhr, Sa 9–12.30 Uhr

facultas. gut zu Wissen



medien & zeit

Inhalt

Peter Altenberg, Mitarbeiter von Wiener Zeitungen	4
Victoria Lunzer-Talos / Heinz Lunzer	
Spuren und Überbleibsel: Walter Süß	18
Eckart Früh	
Ein Romantiker eigener Art Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi (1843–1910)	24
Andrea Winklbauer	
Nischen und Chancen – Jüdische Journalistinnen in der österreichischen Tagespresse vor 1938	31
Dieter J. Hecht	
Czernowitzer Pressefeld 1918–1940: Quelle und Diskurs Ein Werkstattbericht des Arbeitskreises Czernowitzerpresse zur Digitalisierung von Czernowitzer Zeitungen 1918–40	40
Susanne Marten-Finnis / Markus Winkler	
Jiddisch und Journalismus	51
Thomas Soxberger	
Rezensionen	59
Herwig Walitsch. Ein Nachruf	64
Wolfgang Duchkowitsch	

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://muz.pub.univie.ac.at>
WAP: <http://muz.pub.univie.ac.at/wap/>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
Ass. Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Claudia Spitznagel (Schriftführerin),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer-Stv.),
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier),
Marion Linger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Eszter Bokor, Wolfgang Duchkowitsch, Iris Hajicek,
Fritz Hausjell, Peter H. Karall, Bernd Semrad

Lektorat:

Marie-Christine Pippan, Laura Tàvella

Korrespondenten:

Dr. Markus Behmer (München)
Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Edmund Schulz (Leipzig),
Prof. Dr. Rudolf Ströber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,40
Doppelheft (exkl. Versand): € 8,80

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 16,—
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 11,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 17,40

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Das vorliegende Heft von *medien & zeit* ist Wolfgang R. Langenbacher gewidmet. Dies aus zweierlei Gründen: Zum einen feierte er vor wenigen Wochen seinen 65. Geburtstag, zu dem auch der Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung gratuliert. Zum anderen ist es Langenbacher, der – resultierend aus bereits geleisteten Bemühungen in Lehre und Forschung – gemeinsam mit Wolfgang Duchkowitsch und Fritz Hausjell am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft einen neuen Forschungsschwerpunkt etabliert.

Das Thema „Judentum und Journalismus“ wurde in der Forschung bislang nur unzureichend beachtet. Auch hier war es Langenbacher, der mit den Anthologien *Sensationen des Alltags* (1992) und *Vertriebene Wahrheit* (1995, gemeinsam mit Fritz Hausjell) erste bedeutende Akzente setzte. Derzeit arbeiten Studierende im Rahmen eines von Wolfgang R. Langenbacher geleiteten Seminars an vielen Einzelstudien zum bisher wenig betretenen Forschungsfeld „Judentum und Journalismus“.

Wie auch das vorliegende Heft zeigt, beschränkten sich bisherige Forschungsbemühungen hauptsächlich auf biographische Skizzen, zeitlich oder räumlich begrenzte Berufsfeldstudien oder das Phänomen des Antisemitismus in Zusammenhang mit „jüdischem Journalismus“ oder Juden im Journalismus. Was bislang zumeist ausblieb, waren Untersuchungen, die diesen Mikrokosmos verließen und das Phänomen „Judentum und Journalismus“ von einer Makroebene aus betrachteten – etwa in Form einer kollektivbiographischen Untersuchung jüdischer Journalistinnen und Journalisten.

Für die Zukunft ist einerseits eine Festigung dieser Forschungstradition zu erwarten, zumal Wolfgang R. Langenbacher anregte, eine Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien abzuhalten – mit dem Thema „Juden und Journalismus“.

Andererseits ist für das Jahr 2004 eine Fortsetzung dieser Schwerpunktbildung auch in *medien & zeit* geplant. Dann bereits mit Forschungsskizzen zu den oben erwähnten Desiderata.

Dieses Heft vereint Einzelstudien, Berufsfeldforschungen sowie methodische Überlegungen in sich:

Victoria Lunzer-Talos und Heinz Lunzer beschreiben und illustrieren die Tätigkeit Peter Altenbergs für Wiener Zeitungen. Dem Literaten Altenberg war in den vergangenen Monaten eine Ausstellung im Jüdischen Museum und im Literaturhaus in Wien gewidmet. Dieser Beitrag beschäftigt sich ausschließlich mit Altenbergs journalistischer Tätigkeit – vorwiegend als Feuilletonist und Theaterkritiker.

Den Journalismus als Berufsfeld für jüdische Autorinnen und Autoren skizziert auch Eckart Früh in seinem Beitrag über Walter Süß. Leben und journalistisches Wirken Süß' werden in dieser biographischen Notiz anschaulich gemacht: Von den Anfängen seines ergreifenden, sozialistischen Journalismus bis zum Ende im Konzentrationslager der Nationalsozialisten.

Andrea Winklbauer beschäftigt sich mit dem Kunstkritiker Ludwig Hevesi. Trotz seiner Eloquenz, Prägnanz und fundierten Kritik sei dieser Autor in Vergessenheit geraten und teile somit das Schicksal mit vielen seiner „Zunft“. Die Vernichtung der jüdischen Intelligenz ging einher mit dem Vergessen ihrer Werke. Winklbauer lässt Hevesi aus seinen Kunstkritiken sprechen.

Dieter J. Hecht widmet sich den Möglichkeiten jüdischer Journalistinnen in der österreichischen Tagespresse vor 1938. Er exemplifiziert die in diesem Zeitraum herrschenden Rahmenbedingungen – sowohl in gesellschaftlich-politischer Hinsicht als auch konkret auf das Berufsfeld des Journalismus bezogen – anhand zweier jüdischer Journalistinnen, die etwa bei der *Wiener Morgen-*

zeitung oder der *Arbeiter-Zeitung* ihrer journalistischen Tätigkeit nachgingen. Klara Mautner-Mannheim und Anitta Müller-Cohen zeigten – als Jüdinnen und Frauen – in einer männerdominierten Berufswelt, welche Möglichkeiten sie auszuschöpfen imstande waren.

Einen Werkstattbericht aus dem „Arbeitskreis Czernowitzerpresse“ liefern Susanne Marten-Finnis und Markus Winkler. Ihr Beitrag umreißt methodische und recherche-praktische Fragestellungen, die sich bei der Archivierung und Digitalisierung von Zeitungen ergeben sowie Forschungsfragen, die sich bei der Untersuchung dieses Materials auftun – im konkreten Fall bezogen auf die Czernowitzer Presselandschaft 1918 bis 1940. In dieser Projektskizze werden die Eckpunkte dieses international und interdisziplinär agierenden Arbeitskreises detailliert beschrieben.

Thomas Soxberger setzt in seinem Beitrag beim wieder entdeckten Interesse am „Jiddischen“ an, um zunächst den Versuch einer Begriffsdefinition zu unternehmen, danach aufzuzeigen, welche Geschichte dieser Begriff hat und darauf aufbauend die Kultur des „Jiddischen“ näher zu beschreiben. Er untersucht die Herkunft des „Jiddischen“ genauso wie er letztlich dem Verhältnis zwischen „Jiddisch“ und Journalismus auf den Grund geht.

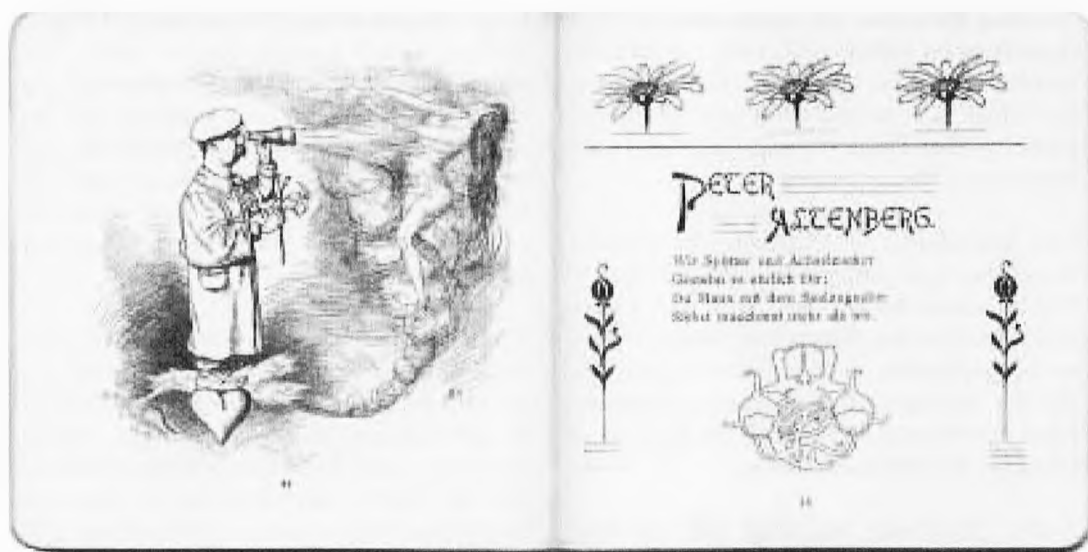
Den Abschluss dieses Heftes bilden Rezensionen und der von Wolfgang Duchkowitsch verfasste Nachruf auf den langjährigen *medien & zeit*-Weggefährten Herwig Walitsch, der im Februar dieses Jahres starb.

ESZTER BOKOR
WOLFGANG DUCHKOWITSCH
IRIS HAJICSEK
FRITZ HAUSJELL
PETER H. KARALL
BERND SEMRAD

Peter Altenberg, Mitarbeiter von Wiener Zeitungen

Victoria Lunzer-Talos,
Heinz Lunzer

„Diese Bemerkungen sollen nicht gegen das Stück gehen, sondern nur ein bisschen in diskreter Art den Geist und die Originalität des Besprechers zu Worte kommen lassen.“¹⁾



Hans Schließmann: Peter Altenberg. Illustration in: Ballspende des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia“. Secessionistische Zeitung. 17. April 1899, 44. Historisches Museum der Stadt Wien IN.58.718/30.

Abgesehen von zahlreichen Publikationen in verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften engagierten zwei Wiener Blätter Peter Altenberg für längere Zeit: Die Montagszeitung *Extrapost* und die *Wiener Allgemeine Zeitung*. Beide gehörten nicht zu den ganz großen Medien der Zeit, waren aber um eine vielseitige Kulturbereicherstattung bemüht.

1. *Extrapost* 1898/1899

Es liegen keine Dokumente über den Beginn oder das Ende von Altenbergs Arbeit für diese

nicht besonders bedeutende, einmal wöchentlich – nämlich am Montag – erscheinende Zeitung vor. Max Graf erinnerte sich, Altenberg zur *Extrapost* gebracht zu haben.² Graf war dort ebenso ein Neuling wie Altenberg; beide veröffentlichten am gleichen Tag ihre ersten Beiträge in diesem Blatt – Graf eine sehr ernsthafte Musikkritik über Gustav Mahler, Altenberg einen emphatischen Bericht über die zweite Ausstellung der avantgardistischen Gruppe „Secession“, zugleich die erste in ihrem neuen eigenen Haus.

Im Lauf der Saison 1898/1899 erschienen zwanzig unterschiedlich lange Beiträge Alten-

¹⁾ Peter Altenberg: *Drei Einakter von Arthur Schnitzler*. In: *Extrapost*, 6. März 1899, 5.

²⁾ Max Graf: *Jede Stunde war erfüllt*. Wien-Frankfurt [1957], 151. Er gibt ebenda 20 Gulden als PAs monatliches Honorar an.

bergs.³ Die Themen von Altenbergs Texten (meist mit vollem Namen gezeichnet, die kürzeren Texte mit den Initialen), die er hier veröffentlichte, reichen von Ausstellungen und Theaterstücken, alles Geschehnisse in Wien, bis zu Biografischem und Autobiografischem und literarischem Reisebericht. Es sind aber auch innerhalb dieser Palette starke stilistische Unterschiede festzustellen.

Im Folgenden werden einige der Texte vorgestellt, die für ihre Zeit extrem innovative Charakteristika aufwiesen. Damit hatte er Erfolg beim Publikum, auch wenn die ‚seriösen‘ Kollegen spotteten, wie zum Beispiel Max Graf:

Als er [Altenberg] seinen Bericht mit der Frage begann: ‚Fuhrmann Henschel, wer bist du????!!!!!!‘, der so viele Frage- und Ausrufungszeichen angehängt waren, als die Zeitungssetzerei aufringen konnte, lachte wieder ganz Wien über den komischen Kritiker, der mit klassischen Schreibern, wie Ludwig Speidel und Friedrich Uhl, mit Hermann Bahr und dem jungen Felix Salten, konkurrieren wollte. Aber Peter Altenberg war glücklich. Er war eben ein Dichter und sah die Welt schöner als die lachende Gesellschaft.⁴

³ Hier eine Liste aller Beiträge Altenbergs in der *Extrapost* und zwei über ihn:
 28. Nov. 1898, 1 [als Feuilleton]: *Secession*.
 05. Dez. 1898, 3: *Theater-Besprechungen. Burgtheater (Das Vermächtnis. Schauspiel von Arthur Schnitzler. Volkstheater: Der eingebildete Kranke – Girardi als Argan)*.
 19. Dez. 1898, 1 [als Teil des Feuilletons]: *Burgtheater. ‚Das Erbe‘. Schauspiel von Felix Philippi*.
 09. Jan. 1899, 5 [aus dem Deutschen Volkstheater]: [Carl Gutzkow]: *Der Königsleutnant*.
 23. Jan. 1899, 1 [als Feuilleton]: Gerhart Hauptmann: *Fuhrmann Henschel*, Hof-Burgtheater.
 23. Jan. 1899, 5 [aus dem Deutschen Volkstheater]: Richard Nordmann [Margarethe Langkammer]: *Halbe Menschen*.
 30. Jan. 1899, 1 [als Feuilleton]: *Secession*.
 06. Feb. 1899, 4-5 [aus dem Hof-Burgtheater über]: Ludwig Fulda: *Herostas*.
 13. Feb. 1899, 4 [aus dem Hof-Burgtheater]: [Sigmund Schlessinger]: *Der Scheidungsschmaus*.
 20. Feb. 1899, 1 [als Teil des Feuilletons]: *Selbstbiographie*. [als Brief an die Übersetzerin von Altenberg-Texten ins Französische, Calémar du Genestoux, die laut Fußnote in der *Revue des Revues* erschienen; Anfang des längeren Texts gleichen Titels, der u. a. in PAs Buch *Was der Tag mir zuträgt*, Berlin 1901, 5ff, erschien].
 20. Feb. 1899, 5 [aus dem Deutschen Volkstheater]: [Pierre Berton]: *Zaza*.
 06. Mär. 1899, 5 [aus dem Hof-Burgtheater]: Arthur Schnitzler: *Drei Einakter (Paracelsus, Die Gefährtin,*

28. Nov. 1898, S. 1 [als Feuilleton]: „Secession.“

Altenbergs Text zur „Secession“ war als Replik zum außergewöhnlich langen aber informationsarmen Artikel „Die Secession“ von A. Loubetzky, eine Woche zuvor, am 21. November 1898 (3-4) erschienen, zu verstehen. Loubetzky sinnierte darin über die neue Gruppierung, ohne in ihr einen programmatischen Hintergrund zu finden: „Was ist eigentlich Secession? Worin besteht sie? Was strebt sie an?“

Ich muß gestehen, daß ich trotz meines eifrigen Forschens nichts davon habe finden können [...]

Altenberg entgegnete Loubetzky mit lebhafter Affirmation:

Wie in ein fremdes junges Reich von kühnen unerhörten Freiheiten tritt man da ein. Alles ist ohne Greisenhaftigkeiten. So verzeihe doch dem Jüngling, daß er noch kein Männlicher, dem Knaben, daß er ungestüm, dem Kinde, wenn es strauchelt oder sich gebärdet. Aus Bewegung, Veränderung kann sich das Endgiltige organisieren. Wehe dem Stagnierenden! [...]

Der grüne Kakadu

13. Mär. 1899, 4 [aus dem Deutschen Volkstheater]: [Roberto] Brakko: *Orangen-Blüten*, Emil Marriot [Emilie von Mataja]: *Grethe's Glück*.
 20. Mär. 1899, 4 [aus dem Hof-Burgtheater]: *Zwei Stücke von Hugo v. Hof<f>mannsthal (Der Abenteurer und die Sängerin, Die Hochzeit der Sobeide)*.
 10. Apr. 1899, 1-2 [als Feuilleton]: *Die Secessions-Ausstellung*.
 10. Apr. 1899, 4 [aus dem Deutschen Volkstheater]: Alexandre Bisson *Der Schlafwagen-Controllor*.
 24. Apr. 1899, 1-2 [aus dem Hof-Burgtheater]: Ernst Rosmer [Elsa Bernstein]: *Peter Kron*.
 10. Jul. 1899, 6 [aus dem Raimundtheater, Gastspiel von Mitgliedern des Deutschen Theaters, Berlin]: Henrik Ibsen: *Die Gespenster, Hedda Gabler*.
 17. Jul. 1899, 1 [aus dem Raimundtheater, Gastspiel von Mitgliedern des Deutschen Theaters, Berlin]: Gerhart Hauptmann: *Das Friedensfest*, Leo Tolstoi: *Die Macht der Finsternis*.
 17. Jul. 1899, 5 T [in der Rubrik „Theater Kunst Literatur“]: *Die Berliner*. lobend über PA als Referent des Gastspiels.
 27. Nov. 1899, 1 [im Feuilleton im Rahmen einer Serie:] *Wiener Silhouetten*. u. a. über PA.
 04. Dez. 1899, 1-2 [als Feuilleton]: *Angenehme Reise-Eindrücke*. [bearbeitet erschienen in PAs Buch *Was der Tag mir zuträgt*, 2. Aufl. Berlin 1902, 253].

⁴ Graf, *Jede Stunde war erfüllt*, 151.
 Allerdings hatten jene Starkritiker oft bis zu acht mal mehr Platz für ihre Referate zur Verfügung als Altenberg.

Hier sprach nicht nur Begeisterung, hier wurde auch eine dialogische Plattform (mit dem Vorredner und dem Leser) eröffnet. Das sind zwei für Altenberg typische Stilformen: eine bewusste Subjektivität auszuspielen und eine Unmittelbarkeit des Gesprächs, des Zurufs zu suggerieren. Und eine weitere Besonderheit zeigt sich hier auch schon: Altenberg überzeugte die Redaktion der *Extrapost*, für den Titel seines Feuilletons eine andere Schrift zu wählen, die symbolhaft und Aufmerksamkeit erregend wirken sollte. Inmitten der einheitlichen Fraktur steht die Überschrift seines Feuilletons in einer modisch geschwungenen runden Jugendstil-schrift.

Auf zwei weitere Merkmale früher Texte Altenbergs ist noch zu verweisen: eine geradezu demonstrative Deutschtümelei („Die Jugend zog aus wie Siegfried, auf Thaten. Heil!“) und den Mut zum Fragmentarischen, zugleich Detailreichen. Altenberg scheute sich nicht, nach einer extrem kurzen Einleitung zur Secession als Kunstströmung insgesamt sieben Katalognummern aus der Ausstellung hervorzuheben und dazu zu schreiben.⁵ Zum Beispiel:

Zuletzt meine Perle – – – Nmr. 109. Gari Melchers. Die Heilige Gudula.

In einfachem Kattun sitzt das Bauernkind da. Rückwärts, hinter der Mauer, die unangenehmen Ausläufer der Kleinstadt. Von des Gedankens Blässe und der Seele Verlogenheiten frei ist dieses friedvolle Antlitz, frei und offen für die Welten-Güte und die Welten-Sanftmuth, welche Einzug halten werden.

Das wäre mein Heiligenbild! Zu Dieser müsste man beten – – –.

Eine junge Dame neben mir sagte: ‚Der fehlt nur noch eine Kaffeemühle auf dem Schoße. Die ist zum Kaffeereiben auf die Welt gekommen.‘

Mit häufig gewählter Selbstinszenatorik kontrastierte Altenberg seine Aussage mit der snobistischen der Dame, die in hochmütigem Klassendenken verharrte.

In den beiden folgenden Berichten von Ausstellungen der Wiener Secession gab Altenberg nur noch ausgewählte Kommentare zu einzelnen Bildern (anhand der Katalognummern) ab.

5. Dez. 1898, S. 3: „Theater-Besprechungen. Burgtheater (Das Vermächtnis. Schauspiel von Arthur Schnitzler.“ „Volkstheater: Der eingebildete Kranke – Girardi als Argan).“

Altenbergs Referat über Schnitzlers Stück „Das Vermächtnis“ ist einer der wenigen Texte, die sich nahe an die konventionelle Form des ernsthaften, prägnant analysierenden Berichts hielten – allerdings nicht frei von lebhaften Assoziationen und kleinen Zynismen so nebenbei:

Dieser Professor Losatti, welcher von dem Dichter in meisterhafter und zugleich discreter Art gezeichnet ist, ist quasi die wirkliche gesunde Seele dieses Stücks und eigentlich dessen wertvolle Hauptgestalt.

Durch Hartmann's Darstellung unbeschreiblich vollkommen lebendig gemacht, ist dieser Professor der höchst anständige Typus jener Organisationen, welche nicht in die ‚Sphären neuer Reiche‘ zu fliegen sich bequemen, bevor man ihnen nicht eine solidere Basis endgiltig geordneter Verbesserungen garantiert hat, als die Idealisten von heute zu garantieren in der Lage sind.

Umringt von ziemlich poetischen, zarten und feinen Wesen à la Spinnweben-Seelen, welche von Dichters Gnaden ihre Sentiments und Leidenschaftlichkeiten erhalten, repräsentiert er für sich allein die merkwürdigen, halb lächerlichen, halb tragischen Complicationen des thatsächlichen Lebens und ist die Schöpfung eines wahren und mit Objectivitätskraft versehenen Dichters, welcher, selber milde lächelnd, seine eigenen Utopien, die zum ‚Geschäft seiner Seele‘ gehören, mit etwas schiefen Blicken und Blinzeln zu betrachten in der Lage ist. [...]

Altenberg liebte es, über die Idee eines Stücks, die zugrundeliegenden gesellschaftlichen Konflikte zu philosophieren, wenn sie seinen eigenen Vorstellungen nahe kamen.

6. März 1899, S. 5 [aus dem Hof-Burgtheater]: Arthur Schnitzler: Drei Einakter („Paracelsus“, „Die Gefährtin“, „Der grüne Kakadu“)

Deutlich beschrieb Altenberg die Kluft zwi-

⁵ Gipfel solcher Texte zu Bildern war PAs Katalog zur 12. Ausstellung der Secession im Rahmen der Zeitschrift

Ver Sacrum (Jg. 5, 31ff): Nur Texte, keine Abbildungen!

schen Sujet und unzureichender Gestaltung bei Schnitzlers „Der grüne Kakadu“:

[...] Man schreibt immer ‚Dramen der Seele‘. Man schreibe doch einmal ‚Dramen des Leibes‘. Hat dieser nicht tiefere mächtigere eigenartigere Complicationen als die Seele?! Sind wir nicht mehr und öfter in tragischem Kampfe mit ihm als mit dieser Seele, welche man im Nothfalle immer wieder mit Idealismus füttern und beruhigen kann?! [...]

Kritik ersparte er dem Verfasser nicht; die Realisierung der Sujets käme an die Probleme nicht heran:

[...] Die unendlichen Variationen dieses Stückes ‚Selbsterhaltungstrieb‘ und ‚Glückseligkeitsbedürfnis‘ erkennen und sich dieses ewige Drama, dieses ‚Meisterwerk der Nerven‘ ununterbrochen vorspielen lassen, von sich selbst und von den Anderen! Und immer klatschen. Und immer weinen. Und immer in ungeheures Lachen ausbrechen! Gehet hin und schauet, wie nahe Leben und Komödie sich berühren im ‚grünen Kakadu‘ von Arthur Schnitzler.

Ich sage, gehet hin zu diesem Zwecke allein, aber nicht um Euch besonders zu amüsiren. Denn das Stück ist ziemlich fade und die glänzende Idee, auf welche der Verfasser bei sich selbst hineingefallen ist, hätte fast eines Shakespeare bedurft, geboren zu werden in's lebendige Leben der Bühne. Wirklich vollkommen und tadellos waren in diesem Stücke nur vier Arme. Zwei gehörten dem Fräulein Anson, zwei dem Fräulein Häberle.

Oft formte Altenberg harte Kontraste, um die Schwäche eines Stücks mit den Reizen hübscher junger Schauspielerinnen zu kompensieren.

20. März 1899, S. 4 [aus dem Hof-Burgtheater]: „Zwei Stücke von Hugo v. Hof<f>mannsthal“ („Der Abenteurer und die Sängerin“, „Die Hochzeit der Sobeide“)

War der Aspekt der Unzulänglichkeit bei den Stücken Schnitzlers noch nachsichtig herausgearbeitet, fiel die Kritik an zwei Stücken Hofmannsthals recht herb aus. Vorweg die allgemei-

ne Bemerkung zur Entwicklung des hochgeschätzten Autors, der zuerst unter Pseudonym als Lyriker hervorgetreten war:

Eine Nachtigall saß tief versteckt im Busche und sang sparsam, in Mondesnächten, tiefe, tiefe Lieder für Niemanden und für gar nichts. Da raunte ihr Satan zu: ‚Fliege an's Tageslicht, singe für Alle!‘ – Hugo von Hofmannsthal trat an's Tageslicht, sang für Alle. Da schwand seine Tiefe, seine Süßigkeit.

Zum ersten Stück die glatte Vernichtung auf fachlicher Ebene: „[...] Ein flaches, farbiges leeres Bilderbogen-Stimmungsbild. Arme Schauspieler, armes Publikum, armer Dichter! [...]“

Zum zweiten Stück: „[...] Ein starkes Thema in einer schwächlichen Hand! [...]“

Abschließend steigerte Altenberg die Kritik mit einem weiteren Bonmot zur unglücklichen literarischen Entwicklung, garniert mit einem süffisanten Zitat aus Hofmannsthals langer und kalter Rezension von Altenbergs erstem Buch: „[...] Der Autor dieser Sachen, der tiefe Dichter von wunderbaren Gedichten, hat einmal in einem sehr schönen Essay über einen ‚Neuen‘ geschrieben: ‚Merkwürdig, so tiefe Dinge von einem, der kein Genie ist!‘ Jetzt könnte man über ihn sagen: ‚Merkwürdig, so flache Dinge von einem, der ein Genie ist!!“ [...]“

5. Dez. 1898, S. 3: „Theater-Besprechungen. Burgtheater (Das Vermächtnis. Schauspiel von Arthur Schnitzler.“
„Volkstheater: Der eingebildete Kranke – Girardi als Argan).“

Sehr persönlich, in direkter Anrede auf das Talent des Schauspielers Bezug nehmend, war der kurze Text zu Girardis Interpretation des „eingebildeten Kranken“ von Molière gehalten; als Mahnung, als liebevolle Kritik, als Aufmunterung, damit Girardi wieder zu seiner ‚volksnahen‘ Einfachheit zurückkehre:

[...] Girardi, Fröhlichkeit spendendes Genie, was verläßt Du die einfachen, wunderschönen Wege, die Dein lächelnder Gott in Dir Dich gewiesen?! Was beschwerst Du Dich und uns, indem die

⁶ Hugo von Hofmannsthal: *Ein neues Wiener Buch*. In: *Die Zukunft*, Berlin, vom 5. Sep. 1896, jetzt in: Hugo von

Hofmannsthal: *Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze Bd. I*. Frankfurt/M 1979, 222ff.

*Unruhe in Dir Dich auf steilere Ab-Wege treibt?!
Du und die Niese sind unsere Theuersten!
Kehre zurück, gehe Deine einfacheren Wege,
sprich wieder Dein Deutsch, mache uns Schwer-
fällige wieder glücklich mit Deinen Leichtigkei-
ten!
Geh', schau', steig' herunter, damit Du wieder
hinaufgelangst – – – zu Dir selber!*

13. Feb. 1899, S. 4: Sigmund Schlesinger: „Der Scheidungsschmaus“

Kurz und bündig, aber auch charmant, waren Altenbergs Verrisse:

*(Burgtheater.) [Der Scheidungsschmaus. Erstauf-
führung.] Wenn die Direction einem alten Herrn
eine Liebenswürdigkeit erweisen wollte und das
Publicum mit seinem Takte auf diese Liebens-
würdigkeit einging, verliert der Kritiker seine
Gif-Zähne, welche er bereits gegen den Feind
'ödes Machwerk' gerichtet hatte und berichtet lie-
benswürdig, daß nichts zu berichten sei. Gar
nichts. Nicht einmal über die prächtigen Künst-
ler Thimig und Frau Schratt. P.A.*

Und in ähnlichem Stil griff er zu Vergleichen mit reizvollen Frauen im Publikum:

*[...] Frau Odilon spielte sehr, sehr gut. Die Her-
ren waren so wie das Stück [Pierre Berton's
„Zaza“]. Das einzig wirkliche und wahrhaft
Künstlerische und Vollkommene des Abends war
Annie Kálmár auf einem Parquetsitze.*

13. März 1899, S. 4 [aus dem Deut- schen Volkstheater]: [Roberto] Brakko: „Orangen-Blüten“, Emil Marriot [Emilie von Mataja]: „Grethe's Glück“

Anlässlich „Grethe's Glück“ extemporierte Alten-
berg über die ihm beispielhaft herausgearbeitete
Rolle der Frau, wie sie seinen eigenen Ansichten
entsprach:

*[...] Die Frau braucht Liebe, Liebe, Liebe! Sie
bedarf eines Gefühls von Seite(n) ihres Mannes,
welches die grenzenlosen Zärtlichkeiten einer
Mama für ihr kleines Mädel, eines Alpenbe-
wohners für seine Almen, gleichkäme! Heilig
seien die Absynth-Räusche des Leibes, heilig die
Idee der Fortpflanzung; aber die Seele derjenigen
Frauen, welche wirklich eine besitzen, lebt nicht*

*von Räuschen und naturwissenschaftlichen
Erwägungen, sondern davon, daß einer existiert,
der krank würde und stürbe ohne sie, in jedem
Augenblicke, da sie ihn verlasse! Einer, dessen
Leben zu erhalten in Frieden und Kraft, ihr
dafürstünde! Da will sie gerne dem Rausche und
der Welt das Opfer bringen. Dieses sich selbst
belohnende! . . . [...]*

10. April 1899, S. 4 [aus dem Deutschen Volkstheater]: Alexandre Bisson: „Der Schlafwagen-Controller“

Der Bericht von der Aufführung des Stücks „Der
Schlafwagen-Controller“ geht recht deutlich auf
den Unterhaltungswert ein; Vergleiche mit dem
drolligen schwarzen Tänzer im Café Chantant
oder den Artisten im Zirkus weisen auf die
spätere Spezialität Altenbergs, seine Varieté-
berichterstattung, hin:

*Man lachte, lachte. Man wurde gekitzelt und
lachte, ein bisschen krampfhaft, ein bisschen plötz-
lich, ohne sanfte Einleitungen des Lächelns. Aber
alle waren froh, daß es kein verlorener Abend
war, keiner mit schwerfälligen Poesien und
unnötigen Complicationen, kein pathetischer
Abend!*

*Man lachte, wie man über die Cnock-about
lacht im Chantant, über den August im Circus,
über den ‚witzigen Menschen‘ im Café oder
zu Hause.*

Ginardi war vollkommen.

*Sein Antlitz ist eine Generalstabskarte aller Psy-
chologie, aller zarten Lächerlichkeiten der
menschlichen Seele. Er ist in jedem kürzesten
Augenblicke vollkommen und reich und uner-
schöpflich. Und alles erscheint spielend an der
Oberfläche, tanzend leicht und gleich sich selber
wieder wegwischend, auslöschend, um Anderem,
Wichtigerem Platz zu machen. Nie ein Pausie-
ren, ein Ausgeschöpfsein seiner Künstler-
schaft.*

*Neben ihm das Vollkommenste der Form, der
Grazie, des Liebreizes, die wunderbare Kálmár!
In Ruhe, in Bewegung wunderbar. Wunderbar,
wenn sie lächelt, wenn sie mit den langen, sanf-
ten Schritten geht, wenn sie ruht und zuhört.
Man lachte über Bisson, man bewunderte Ginar-
di, aber man war tief ergriffen von der Schönheit
und der Anmuth der Annie Kálmár. Sie spielte
übrigens vollendet und ihre Stimme allein
genügt, um zu bezaubern.*

P.A.

Altenberg bewunderte Annie Kálmár ebenso wie dies Karl Kraus tat, dessen Geliebte sie bald wurde.⁷

10. Juli 1899, S. 6 [aus dem Raimund-theater, Gastspiel von Mitgliedern des Deutschen Theaters, Berlin]: Henrik Ibsen: „Die Gespenster“, „Hedda Gabler“

Ein kurzer Bericht über „Die Gespenster“ und „Hedda Gabler“ setzte sich interessant mit der Frauenrolle auseinander, indem Altenberg die Titelfigur selbst und deutlich anders als üblich interpretierte:

[...] Hier war Paul Binsfeldt als ‚Tësman‘ vor-trefflich und Marie Elsinger wunderschön. Luise Dumont als ‚Hedda‘ war so ziemlich ent-sprechend.

Diese Hedda Gabler wird nie richtig erfaßt. Sie ist keine kühle Gelangweilte, sondern eine edle ‚Sucherin‘ und ‚nicht-Finderin‘, eine, die an Unzulänglichkeiten stirbt und hysterisch wird, eine, der auf dem Lebenswege eine Vollkommenheit hätte begegnen müssen, Lord Byron, Goethe, Tasso!

Es gibt Traum-Seelen, die Höhen-Luft brauchen. Der strahlende Höhepunkt dieser Entwicklung war die Seele unserer ‚heiligen Elisabeth‘ von Oesterreich!

Hedda Gabler findet keine in sich geschlossenen ‚Welten-Wesen‘, sondern armselige Forderer, welche vom Weibe aus in ihren Aermlichkeiten gefördert werden möchten! Hysterie ist der Durst nach Quellen, welche Dir nicht begegneten auf Deinen Wanderungen!

Statt dessen schlürfen die Hedda Gabler's Brackwasser!!

17. Juli 1899, S. 1 [aus dem Raimundtheater, Gastspiel von Mitgliedern des Deutschen Theaters, Berlin]: Gerhart Hauptmann: „Das Friedensfest“, Leo Tolstoi: „Die Macht der Finsternis“; Redaktion auf S. 5.

Eine Woche später ging es ausführlicher her, aber auf zwei Ebenen des Blatts, was sehr ungewöhn-

lich war. Altenberg schrieb im Feuilleton ausführlich und äußerst lobend über zwei weitere Stücke des Gastspiels des Deutschen Theaters. Altenberg resümierte nach dem Lob aller SchauspielerInnen, darunter dem jungen Max Reinhardt, mit diesen Worten:

[...] Wir haben in dieser Truppe aus Deutschland Menschen kennen gelernt, welche allen unsern Schauspielern an ‚inneren Entwicklungen‘ voraus sind und welche dem Dichter zu seinem Rechte verhelfen in einer Art und Größe, in einer Würde und in einer Zurückhaltung, sobr[i]été, wie es bei uns nie geschah. Menschlichere Menschen haben wir erlebt!

Das war vermutlich zu viel Lob für Gäste, eine heftige Reaktion der Wiener auf diese Herabsetzung heimischer Kräfte musste befürchtet werden; dagegen wurde seitens der Redaktion in der gleichen Nummer pariert, und zwar mit folgenden Worten, die einem Interview mit Max Reinhardt vorangestellt wurden:

[...] Es ist bemerkenswert, daß dies nunmehrige Ensemble, welches man schlechtweg die ‚zweite Garnitur‘ zu nennen wagte, den Haupterfolg davontrug, trotzdem es aus größtentheils noch sehr jungen Künstlern besteht. Ich überlasse die kritische Würdigung dem dazu berufenen Vertreter unseres Blattes im Burgtheater. Herr Peter Altenberg, dessen ideal veranlagte Natur mehr als einmal der nackten Wirklichkeit mit einem Empfindungsausdruck bedeutend näher kommt, als der streng sachlich analysierende Episodenschilderer, scheint deshalb zur Kritik über diese Veristen und Realisten einzig berufen. [...]

Damit war Altenberg gelobt und verteidigt, kam aber nicht mehr als Kritiker zu Wort.

Altenberg kam noch zweimal in der *Extrapost* während der nächsten Monate vor: einmal, nicht durchwegs freundlich, als Objekt in der Reihe „Wiener Silhouetten“ am 27. November 1899, S. 1.

Und ein weiteres Mal, mit einem literarischen Nachtrag: „Angenehme Reise-Eindrücke“ aus dem Spätherbst, erschienen am 4. Dezember 1899, S. 1-2 als Feuilleton. Dieser Text Alten-

⁷ Zu Annie Kalmar: Heinz Lunzer/Victoria Lunzer-Talos: Peter Altenberg. *Extrakte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur*. Salzburg, Wien, Frankfurt/M. 2003, 94f, und

Friedrich Pfäfflin/Eva Dambacher(Hrsg.): *Wie Genies sterben. Anne Kalmar. Briefe und Dokumente. 1900-1999*. Marbach 1999.

bergs enthält einige seiner wichtigen Ideen-Stränge, verpackt in die Stationen-Geschichte einer Fahrt durchs Salzkammergut:

Freundlich erwähnte er den aufrechten, ungebeugten Charakter eines Kellners im Kaffeehaus. Voll Bewunderung erinnerte er sich an eine Platinotypie, eine besonders prägnante, teure, Emotionen vermittelnde Druckform einer fotografischen Aufnahme des Großglockners in der Kunsthandlung „Würthle und Sohn“; als „[...] das ‚Salzkammergut im Extracte‘“ bezeichnete er die Fotografien und dokumentierte damit sowohl früh seine Begeisterung für diese Kunstsparte wie die Verwobenheit von Literatur und Fotografie – beide gäben die Möglichkeit, „Extracte“ der Wirklichkeit zu schaffen, was zu Altenbergs künstlerischem Credo gehörte.

Er zitierte den Text, den er auf eine Ansichtskarte „Blumenkorso in Gmunden“ schrieb und „an ein ganz junges Mädchen, nur um sie zu warnen“ sandte: „Aber den Menschen genügt nicht die Natur. Sie müssen Feste feiern!“⁸ Unmittelbar darauf folgte ein Dialogfragment zwischen einem sehr jungen Mädchen und zwei Bezugspersonen, nahe dem literarisierten Bild in Altenbergs Texten „See-Ufer“:

[...] Aber die Mama sagte: ‚Dieser Altenberg ist ein komischer Mensch. Was möchte er denn eigentlich!?’ Eine Dame, welche immer mit dem Rücken gegen den See saß, als wenn sie auf ihn böse wäre, sagte: ‚Er ist nur für reife Menschen. Denen kann er wenigstens nicht schaden!’ ‚Nein!’, sagte das Mädchen, ‚er befreit uns – – ‘ ‚Bitte, bitte, Stephanie, rede nicht in alles mit, bitte, ja, bitte – – –!’ [...]

Damit ist ein zentrales Thema Altenbergs angesprochen: Die ganz jungen, unverbildeten Mädchen verstünden ihn, Erwachsenen bliebe er ein Rätsel.

Ist der Beginn von Altenbergs Mitarbeit in der *Extrapost* vielleicht als Generationswechsel und

jedenfalls als Erweiterung ihres kulturellen Informationsangebots zu erklären,⁹ so scheint sein Ende abrupt (wenn auch am Ende einer Saison – oder eigentlich schon in der Sommersaison) gekommen zu sein. Dass die Redaktion es für nötig hielt, Altenbergs Aufsehen erregenden, ungewohnten Formen der Berichterstattung einen beschwichtigenden Kommentar an die Seite zu stellen, kann als Indiz für einen Konflikt gesehen werden. Im Herbst 1899 folgte keine Einschränkung der Ausstellungs- oder Theaterberichte in der *Extrapost*, sie stammten aber von anderen Verfassern.

2. Wiener Allgemeine Zeitung 1905–1913

Die *Wiener Allgemeine Zeitung* (1880 von Theodor Hertzka gegründet, als deutsch-liberal eingestuft¹⁰) kam ab 1900 als 6-Uhr-Abendblatt heraus und sprach damit alle jene Personen an, die – neben den neuesten Nachrichten – Tipps für ein Speiselokal, ein Theater oder ein Vergnügungsetablissemment suchten, um den Abend sowie die Nacht gut zu verbringen. Diesem Zweck entsprechend war meist die ganze erste Seite voller Inserate solcher Lokale, oft reichten die Einschaltungen weit ins Blattinnere hinein – das allerdings, wie fast alle Zeitungen um 1900, selten mehr als 12 Seiten umfasste. Auf Seite 2 bis 3 gab es fast täglich ein Feuilleton, das oft von der hervorragenden Kunstkennnerin Berta Zuckerkanndl geschrieben war; auf Seite 3, 4 oder 5 gezeichnete Berichte und Meldungen aus „Theater, Kunst und Literatur“; Redakteure waren hier u. a. Carl Lafite und Alfred Polgar. Davor oder danach brachte die Rubrik „Tagesbericht“ Kunterbuntes aus dem Leben bei Hof und sonstigem Sensationellen. Hier fanden, beim Kleingedruckten, viele Meldungen aus den Theatern ihren Platz, die zwar anonym blieben, weil damals Inserate zu kennzeichnen noch nicht vorgeschrieben war. In vielen Fällen standen hier unmittelbar von den Theatern selbst formulierte (oft plump anpreisende) Texte. Dort fanden auch die

⁸ Eine solche Karte existiert, wenn auch ein Jahr später in Wien an eine Wiener Empfängerin abgesandt: Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Handschriftensammlung, IN.40.651: Peter Altenberg an Alice Popper, Ansichtskarte. Poststempel „11.10.[19]00 1/1 Wien 7-8N“ – Stempel „Bestellt 12.10.00. 8-9 V.“. Die Fotografie ist auf der Bildseite bezeichnet: „Gruss vom Blumencorso in Gmunden“. „Verlag von Fried. Ernst Brandt, Gmunden, No. 51.“ Von Altenberg beschriftet „Aber den Menschen genügt nicht die stille Natur – – –“

Sie müssen lärmende Feste feiern!! PA“. Abgebildet in Lunzer/Lunzer-Talos, *Peter Altenberg*, 44.

⁹ Erster Textblock im ersten Buch: Peter Altenberg: *Wie ich es sehe*. Berlin 1896, 3ff.

¹⁰ Nach Graf, *Jede Stunde war erfüllt*. Leopold Heinrich Leóster, der vor PA Theaterberichte verfasste hatte, war allerdings jünger als dieser (1866-1924).

¹¹ Sigurd Paul Scheichl/Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.): *Zeitungen im Wiener Fin de Siècle*. Wien, München 1997, 273.

gezeichneten Berichte von „objektiven“ Mitarbeitern der Zeitung ihren Platz; dort rangierten meist die Referate Altenbergs, aber auch anderer; meist und je nach Wertigkeit gar nicht, mit Kürzel oder mit vollem Namen gezeichnet.

2.a. Eine Eintagsfliege

In der *Wiener Allgemeinen Zeitung* vom 1. Jänner 1899 wurden als Quasi-Feuilleton auf den Seiten 4-5 zwei Texte Altenbergs veröffentlicht. Einer davon ist legendär, weil er sowohl eine Sympathieerklärung für den Architekten Adolf Loos, einen der engsten Freunde des Autors, wie für dessen Vorliebe für alles Amerikanische enthielt. Im Café Museum in der Operngasse, das im Mai 1899 eröffnet wurde, war ein Zimmer mit zahlreichen Grafiken von Gibson dekoriert. Zur Eröffnung erschien ein Sonderdruck von Altenbergs Essay in hoher Auflage, um die Besonderheit der Karikaturen des amerikanischen Zeichners Charles Dana Gibson¹² bekannt zu machen.¹³

Im zweiten Text dieses Feuilletons schrieb Altenberg über das vorbildliche Buch „An Alphabet of Animals“ von Carton Moore Park¹⁴, dessen Tierzeichnungen er bewunderte.

Trotz des prominenten Datums leitete diese Publikation noch keine ständige Mitarbeiterschaft Altenbergs ein. Feuilleton-Beiträge in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* wurden zu dieser Zeit von verschiedensten Autoren bezogen; erst einige Jahre später engte sich der Kreis der Feuilletonisten auf wenige, meist ständige MitarbeiterInnen ein.

2.b. Altenberg als ständiger Mitarbeiter

Als exzentrischer und witziger Beobachter des Theaters hatte sich Altenberg schon bei der *Extrapost* einen Namen gemacht; als Liebhaber von Mädchen und Frauen war er stadtbekannt, als Sachverständiger in Sachen Sport und Ästhetik ebenfalls; die Kürze seiner Beiträge und ihr Witz machten sie bestens geeignet zur raschen Information. Was lag näher, als ihn Referate über

die einschlägigen Sensationen der Stadt schreiben zu lassen? Es bleibt vorerst Spekulation, wie der Autor engagiert wurde; geschah es durch Gustav Schönaich, den Musikkritiker oder Alfred Polgar, den Theaterkritiker? Oder gar durch Berta Zuckerkanndl, die Kunstkritikerin?

Die Zunahme der Vergnügungsstätten in Wien in der zweiten Hälfte der 1890er Jahre rechtfertigte vollauf den Entschluss, einen eigenen Referenten für die damals als „mindere“ Unterhaltungssphäre angesehenen populären Aspekte der Alltagskultur einzuführen; sehr bald kamen Filmreferate hinzu (Altenberg machte auch das mit Aplomb).

Mit Altenberg konnte man sicher sein, einen für das Fach voll begeisterungsfähigen, nicht allzu kritischen und schon gar nicht einen die hehre Kunst verteidigenden Kritiker gewählt zu haben. Altenberg fand stets Worte des Lobes, der Bewunderung, er hatte gewagte Vergleiche und Attribute parat, die moderat, nicht exaltiert die Sache lobten (im Gegensatz etwa zu Ludwig Ullmann, einem versprengten Kraus-Schüler, der ab 1911 eine überschäumende expressionistische Sprache in die *Wiener Allgemeine Zeitung* trug, und der als Literaturkritiker mit dem Blick fürs Besondere ein wenig als Nachfolger Altenbergs galt).

Die literarischen Texte, die Altenberg neben dem Varieté-Referat der *Wiener Allgemeinen Zeitung* lieferte, wurden hier zumeist erstveröffentlicht. Sie dienten als intellektueller Aufputz des Blatts: In dieser Funktion als literarischer Lichtblick im Blatt hatte Altenberg in den folgenden Jahren kaum Konkurrenz. Ob diese Skizzen der Zeitung wie der sprichwörtliche Zettelhaufen von Texten, von dem als Basismaterial der Altenbergischen Bücher irrig berichtet wurde, zur Verfügung standen, ist äußerst fraglich. Gewiss, viele Texte waren vom inhaltlichen Anlass her zeitlich ungebunden; eine bestimmte Zahl musste prompt geliefert werden oder auf Vorrat liegen, die Texte wurden nicht individuell bestellt; manche waren direkt auf allgemeine Ereignisse bezogen (die Rückkehr aus der Sommerfrische, Jahreszeiten), andere recht spontan auf biografische Geschehnisse im Leben des Autors. So erschien der Text

¹² Gibson lebte von 1867 bis 1944 in New York. Berühmt wurden seine Alben „Humorous American pictures“ (1895) und „The education of Mr. Pipp of New York“ (1899).

¹³ Burkhard Rukschcio/Roland Schachel: *Adolf Loos. Leben*

und Werk. Salzburg 1982, 67 Abb. 60. Nach Altenbergs Aufschrift auf dem dort abgebildeten Sonderdruck betrug die Auflage zehntausend Stück.

¹⁴ Moore-Park lebte von 1877 bis 1956 in New York.

„Die SeidenfetzlerIn“ am 18. August 1911; das beschriebene Ereignis hatte sich wenige Wochen zuvor zugetragen.

Der Autor erhielt ein pauschales Honorar von 100 Kronen monatlich¹⁵ – wohl für die Rezensionstätigkeit und für den Abdruck der literarischen Texte. In Monaten der Krankheit, die sich zunehmend häuften, scheint die Zeitung tolerant gewesen zu sein, und führte die regelmäßigen Zahlungen lange fort. Eine Reduktion der Anzahl veröffentlichter Arbeiten ist jedenfalls in den späten Jahren festzustellen; andererseits gab es auch große Schwankungen von einem Jahr zum nächsten und zwischen Winter- und Sommersaison; in letzterer waren wesentlich weniger Premieren berichtenswert, und daher gab es dann mehr Poesie.

Altenbergs Publikationen in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* begannen im September 1905; die intensive Zeit reichte bis 1912, doch auch für die Jahre danach sind Veröffentlichungen in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* nachgewiesen; allerdings arbeitete er auch fallweise für andere Zeitungen, darunter für das *Prager Tagblatt* (hier bekam er für den Artikel meist 8 Kronen bezahlt). Es ist anzunehmen, dass der Pauschalvertrag mit der *Wiener Allgemeinen Zeitung* 1913 beendet wurde. Das kann aus einem Brief vom Sommer 1913 geschlossen werden, in dem Altenberg Hermann Bahr informierte, dass, nachdem ihm die *Wiener Allgemeine Zeitung* im Mai „endgültig“ (d. h. offenbar nach mehreren Androhungen) gekündigt hatte, sie ihm nun noch einen Vertrag für drei Monate, bis Ende September 1913, gegeben habe, er dann aber ohne regelmäßiges Einkommen aus journalistischer Arbeit sein würde.¹⁶

Angeichts der Fülle der Beiträge Altenbergs, die zwischen 1905 und 1913 in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* erschienen sind, können hier nur einige Beispiele aus der Anfangszeit gebracht werden.

Ein Blick auf den Herbst 1905 zeigt die Breite von Altenbergs Repertoire – ein Reichtum an Abwechslung, der auch die

Lektüre von Altenbergs Büchern so kurzweilig macht.

Die ersten Texte, die in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* erschienen, waren literarische; den Anfang machte „Mode“, ein radikaler Grundsatzartikel.¹⁷

1. September 1905, S. 3.

Die ‚Mode‘ ist das ästhetische Verbrechen an und für sich!

Sie will nicht das endgültig Gute, Schöne, Zweckmäßige. Sie will, immer etwas Anderes!“

Sie will das Täumeln von einem Irrtum zu einem anderen. [...]

Der erstaunlich lange Artikel nahm fast eine ganze Spalte der *Wiener Allgemeinen Zeitung* ein, in der Buchausgabe mehr als drei Druckseiten, ist also für die Zeitung deutlich kein Füller, sondern eine manifestartige Absichtserklärung, ihren literarischen Anspruch zu heben. So auch die folgenden Arbeiten.

3. September 1905, S. 3.

Der nächste Text, „Sonnenuntergang im Prater“, zwei Tage später veröffentlicht,¹⁸ schilderte breit ein autobiografisches Ereignis rezentester Art:

„Sie waren stundenlang im Grabenkiosk gesessen, letzter Augusttag [...] Um 6 Uhr kam das rote Automobil, Mercedes 18–24, entführte sie in die Krieau. Dort war ganz staubfreie Landluft und Stille. [...]“

Die beiden Kumpane (der Autor und Ernst von Lieben, erkennbar am roten Mercedes) betrachteten das lyrische Schauspiel des Sonnenuntergangs und ließen sich dann wieder in die Stadt fahren („Geschwindigkeit vier, bitte – –“) und nahmen im abendlich gewordenen Grabenkiosk wieder Platz.

Purer Impressionismus: die Sonne geht unter, der Sommer auch.

¹⁵ Peter Altenberg an Olga Schweinburg, Brief von 1909. Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Handschriftensammlung, Sammlung Peter Altenberg, Abschrift 436.

¹⁶ Österreichisches Theatermuseum, A.15.148.BaM.

¹⁷ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 1. Sep. 1905, 3. Später auch in: *Märchen des Lebens*, Berlin 1908, [ML] 69ff erschienen.

¹⁸ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 3. Sep. 1905, 4. Später auch in: *ML*, 90ff erschienen.

10. September 1905, S. 3.

Hinter dem lehrhaften Titel „Kleine philosophische Abhandlung über den Wert der Vorsicht“¹⁹ verbergen sich mehrere Anekdoten, die eindeutig belegen, dass Vorsicht („principiis obsta!“) – das Gegenteil von Optimismus, Sehnen und Hoffen – klug im Leben, also eine kulturelle Tat ist.

14. September 1905, S. 3.

„Vita ipsa. Das Leben selbst!“ propagierte die wahrheitsgetreue, kurze, prägnante, nicht durch den Journalisten ausgebaute („He, aus dieser Sache läßt sich bei einigem Talent etwas Feines machen ...“) Berichterstattung, die Altenberg stets mit seinem Prinzip des „Extracts“ vertrat.²⁰

22. September 1905, S. 3,

27. September 1905, S. 3.

„Sommers Ende“ und „Ergebnisse der Sommerfrische [der jungen Frau B.]. Nacherzählt von Peter Altenberg“ sind Texte zur Jahreszeit, die eigene Erinnerung an viele Aufenthalte in Gmund glorifizieren und Naturerlebnisse eines weiblichen Sommergasts reflektieren.²¹

Mitte September begann die Theatersaison. Altenberg berichtete über die neuen Programme in den Vergnügungsetablissemments Ronacher und Moulin Rouge.²² Wesentlich mehr ging er aus sich heraus, als er von einem Fixstern des Varietéhimmels schwärmen konnte:²³

19. Oktober 1905, S. 3.

Apollo-Theater. Cleo de Mérode – – und vieles andere von p. a.

Cleo de Mérode, du bist ein Paradigma der ästhetischen Kraft, sich äußerlich individuell zu gestalten, seine exzeptionelle Art auch nach außen hin künstlerisch zum Ausdruck zu bringen

– – – *Dein edler aristokratischer Nasenrücken, deine adelige Stirne, deine Augen, die Linien deines Kinnes schreiben es dir gleichsam vor, mit der öden Alltäglichkeit zu brechen und eine neuartige Ummahnung deines Edelhauptes vermittels dieses wunderbarsten Schmuckes ‚Haare‘ zu komponieren!*

Es sind ‚spielerische Kleinigkeiten‘, Niaisereien, für den Philister! Aber der Künstlermann spürt darin bereits den gleichgearteten Künstlermannschen!

Zu allem Wertvollen gehört schließlich auch organisch (dieses Wort reite ich zu Tode) das Dekorative desselben, eine organische Mise-en-scène.

Zur musikalischen Nachtgartenstimmung in ‚Tristan und Isolde‘ gehört die Dekoration Rollers, diese liebevolle Nachahmung der mysteriös-poetischen Natur, die gleichsam mitwirkt, mit-tönt! [...]

Cleo, du bist wie eine lebendig gewordene wertvolle Kamee! Und die Zeit kann dir kein Leid antun!

Das sind seltene künstlerische Dinge in dieser sonst öde gleichmäßig uniformierten feigen Menschheit! Heraustreten dürfen durch etwas Exzeptionelles, das sich berechtigt macht durch eine besondere Vollkommenheit, ist der Weg zu einer Weiterentwicklung der Menschheit überhaupt! [...]

Unmittelbar nach dieser ins Allgemeine gleitenden Hymne auf die berühmte Tänzerin folgte als Gegenstück äußerster Subjektivität ein Text, nach einem jüngst stattgefundenen Besuch der neuen Inszenierung von Richard Wagners „Tristan und Isolde“ unter der Leitung von Gustav Mahler und in der Dekoration von Alfred Roller. Altenberg sprach nicht von der Aufführung, nur von seinen Kindheitserinnerungen an Musik und die Oper – und von der Dekoration am Anfang des 2. Akts, den „Garten in der Sommernacht“.²⁴

12. Oktober 1905, S. 2

Unser Opernhaus.

[...] Wenn ich dieses heilige Haus betrete, dem ich

¹⁹ Wiener Allgemeine Zeitung, 10. Sep. 1905, 3. Später auch in: *ML*, 79ff erschienen.

²⁰ Wiener Allgemeine Zeitung, 14. Sep. 1905, 3. Später auch in: *ML*, 75ff erschienen.

²¹ Wiener Allgemeine Zeitung, 22. Sep. 1905, 3. Später auch in: *ML*, 2. Aufl., 109ff erschienen. 27. Sep. 1905, 3. Später auch in *ML*, 82ff erschienen.

²² Wiener Allgemeine Zeitung 19. Sep. 1905, 2; Wiener Allgemeine Zeitung, 1. Okt. 1905, 3.

²³ Wiener Allgemeine Zeitung, 4. Okt. 1905, 3. Später auch in: *ML*, 85f erschienen.

²⁴ Wiener Allgemeine Zeitung, 12. Okt. 1905, 2. Später auch in: *ML*, 52ff erschienen.

die süßen Schauer in meiner Kindheit verdanke, dieses Wirklichkeit gewordene Märchenhaus, diesen edlen weiten Saal, in dem ich einst fast angstbeklommen ‚kommender Dinge lauschte‘, bin ich immer sogleich ergriffen und gerührt, wenn auch nur wenige Besucher vorhanden sind und gleichsam noch Dämmerstimmung herrscht.

Genialstes, wunderbarstes Gebäude, mit deinem aristokratischen Entrée, deiner wunderbaren Logenstiege, deinen breiten niederen Logengängen, die wie kleine, gemütliche intime Gemächer sind, mit deinen Galerien, auf denen liebevoll gesorgt ist für jeden einzelnen, der sehen und lauschen möchte! [...]

Nach einer längeren Pause – wohl aus Platzgründen, da die Berichte vom Prozess gegen Univ. Prof. Dr. Theodor Beer so viel Interesse weckten, dass Literatur in der *Wiener Allgemeinen Zeitung* keinen Platz fand²⁵ – erhielt Altenberg am 31. Oktober Gelegenheit, sein „PA-Collier“, ein von ihm selbst erfundenes Antischmuckstück, vorzustellen.²⁶ In höchst persönlichem, vor Erregung dialektgefärbtem, geradezu beleidigtem Ton bewarb der Autor seine Kreation:

31. Oktober 1905, S. 2.

Ich bin einfach paff, auf der Straße, in den eleganten Restaurants, im Theater noch immer einer Menge Damen zu begegnen, die noch kein PA-Collier tragen. Da erfinde ich wunderbare Perlenschnüre in Glas, Holz und Seide, und man verhält sich renitent. Soll denn die tiefe Idee, daß man von der Dichtkunst allein nicht leben könne, gar nicht belohnt werden?!? Wer hat denn dieser Idee besseren Ausdruck gegeben als ich, der ich mir beim Magistrat einen Hausierschein erworben habe?!? Dabei haben meine Schnüre die schönsten Namen, die gar nichts kosten, und eine Bleiplombe mit meinem Namen, die auch gratis ist. [...]

Im November 1905 überraschte Altenberg mit einer weiteren Facette von Texten:²⁷ „Bemerkungen“ nannte er sie, im Untertitel ironisch „die der Autor für sehr fein hält, aber mit welchem Urteil er ziemlich isoliert dasteht“. Es waren Aphorismen und kurze Texte, die später die Abschnitte

„Splitter“ in seinen Büchern füllten. Die erste Serie (zwei Drittel einer Spalte) wurde am 25. November fortgesetzt²⁸ unter dem Titel „Kleine Bemerkungen zum großen Kapitel Der Nebenmensch“. Ein Beispiel aus der zweiten Gruppe:

„Ich glaube, es ist ein Sport von Ihnen, zerrissene Schube zu tragen!“ Am nächsten Tag fand man ihn erhängt.“

Wenn Altenberg über Varietés referierte, so ging es oft gar nicht um die klassische hohe Kunst der Bühne – sondern um Tiere, Artisten, „Exzentriks“, Vortragskünstler und kurze Vorführungen des jüngsten Mediums, des Films:²⁹

6. Dezember 1905, S. 2.

[Apollotheater.] Graciella, Dressurakt tropischer Prachtvögel. Niemals habe ich in Schönbrunn so auserlesene Kakadus und Aras gesehen wie hier. Stahlblaue mit gelbem Flügel, taubengraue mit rosenrotem Flügel, und die ganz bunten in schreienden Farben. Wirkliche Märchengestalten der Natur selbst. Und diese Verbindung von Orchester und Urwaldgekreisch! Man hat sie wirklich Wunderbares gelehrt, in Anbetracht ihrer kleinen Gehirne. Aber sie sind auch bloß schon auf ihren Stangen eine Sehenswürdigkeit, so gepflegt, ohne abgestoßenes oder zerschissenes Gefieder. Wie parat von selbst zur Galavorstellung. Nur sollte die Szenerie viel, viel einfacher sein. Einfachste Messingstangen und dahinter ein gemalter Urwald mit Lianen. Ueberhaupt, erstklassige Nummern dürfen unter keiner Bedingung durch eine fatale Regie an Praterbuden-Prunkstücke erinnern! Sie müssen durch ihre Einfachheit bluffen! Die Leistung ist alles und auf das Milieu wird verzichtet! Der mysteriöse Turnertrick wirkt besser ohne rot erglühende Glühlampen! The Saphos gehören zu den allervorgesrittensten Reckturnern und füllen die Pausen mit artigen Tricks. Im Biophoton sieht man die Saharet einen spanischen Tanz aufzuführen und hört dazu die entsprechende Musik aus dem Grammophon. Man ist der Wirklichkeit nähergerückt. Pst und Chut sind unvergleichliche Exzentriks. Mila Barry hat eine direkt wohlklingende süße Stimme. Nur sollte sie Lieder von dem

²⁵ siehe Lunzer/Lunzer-Talos, *Peter Altenberg*, 138.

²⁶ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 31. Okt. 1905, 2. Später mit geringen Änderungen auch in: *ML*, 97ff erschienen.

²⁷ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 19. Okt. 1905, 3.

²⁸ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 25. Okt. 1905, 2f.

²⁹ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 6. Dez. 1905, 6.

edlen Münchner Liederkomponisten Hannes Ruch vortragen und nicht banales Zeug. Dazu sind Stimme und Vortrag viel, viel zu vornehm. Ueberhaupt, immer diese Angst, für das Varieté zu gut, zu vornehm, zu ernst zu kommen! Diese falsche Angst vor der Konzertsaal-Konkurrenz. Immer und überall. Das muß ganz überwunden werden! Dieses auf ein althergebrachtes Niveau Herabdrücken der Leistungen!?! Ich ließe ruhig Sarasate im Varieté auftreten. Nur tut er es nicht und ich könnte es trotzdem nicht bezahlen, selbst wenn er genug Selbstlosigkeit hätte! Marcell Salzer trug eine lustige Satire von Schönherr mit Verve vor. Jedesfalls entwickelt er einzig richtige Schnelligkeit und Präzision. Auch ein lustiger Vortrag muß gleich einer Anekdote im Galopp gehen, vor, nur vor, ex! Ich habe selten ein so rasendes Sprechtempo einschlagen gehört. Außer bei dem Gott der Rede ‚Kainz‘. Gobert Bellinas Zirkusparodie ist bereits für sich allein wert, die Vorstellung zu besuchen. Diese Uebertreibung beweist nur, wie reizend die Sache wirklich ist. Die optische Berichterstattung bringt eine direkt aufregende Jagd auf zwei kleine Hühnerdiebe, mit einer reizenden Schlußpointe, die ich aber verschweige, um das Publikum auf diese Weise zu Tausenden hinzulocken.

„Ein neues, ziemlich anregendes Spiel“ gab einen Tipp, wie man eine Entscheidung über Beenden oder Fortsetzen eines Verhältnisses provozieren kann.¹⁰

[...] Um 3 Uhr morgens saß diese süße englische Tänzerin ihm vis-à-vis, am Ende des Tanzsaales, ermüdet, verstimmt. Das sagte sein Freund zu ihm: ‚Kennst du das Spiel ‚Kronen scheiben‘?! Es ist das wirksamste, anregendste Spiel von der Welt!‘ Er gab dem Freunde zwanzig einzelne Kronen-Stücke, und dieser ließ sie über den Boden rollen zu den Füßen der geliebten englischen Tänzerin. Das erste Kronenstück ließ sie ernst passieren, in die Ecke rollen, sich verlieren. Ebenso das zweite. Aber das dritte fing sie nonchalant auf. Beim vierten lächelte sie. Das fünfte nahm sie verlegen auf. Das sechste geschickt und wohlgemut. [...]

Nach diesen ersten Monaten begann ab Jänner 1906 eine Fülle von Altenberg-Beiträgen in der

Wiener Allgemeinen Zeitung zu erscheinen, die einen Kritiker auf den Plan rief. Doch zuvor die Daten: Das Cabaret Nachtlicht¹¹ öffnete im Jänner seine Pforten. Altenberg, davon begeistert, berichtete im Lauf des Jahres 1906 von sieben neuen Programmen dieses einen Kabarets und dazu von 21 Programmen anderer Vergnügungsorte (am meisten über das Apollontheater und das Kolosseum, weiters über die Folies Parisiennes, Venedig in Wien und das Ronacher); er berichtete über drei Ausstellungen, darunter eine von Automobilen; in sechs Artikeln zu verschiedenen Themen (darunter war einer zum Selbstmord der Laura Beer); es erschienen 26 literarische Beiträge, viele unter dem Sammeltitle „Aus dem Zyklus ‚Märchen des Lebens‘“, dem Titel seines nächsten Buchs, in dem die meisten der Texte, teilweise verändert, wiederkehrten. Insgesamt über 60 Beiträge, vergleichbar nur mit der großen Zahl von Berichten aus den Theatern, die Polgar in der Wiener Allgemeinen Zeitung schrieb.

Dafür ernteten die beiden Kollegen Altenberg und Polgar eine zweischneidige Kritik von Karl Kraus. Dieser nahm Polgars in seinen Augen zu wenig angriffliche Berichterstattung zum Prozess Riehl im Münchener „Simplicissimus“ zum Anlass, im Dezember 1906¹² gegen beide Autoren loszuschlagen: Obwohl Polgar immerhin „begabter als die meisten Theaterreporter der Wiener Tagespresse“ sei, sei er kein großer, schrieb Kraus. „Aber seine winzige Physiognomie verdankt er wenigstens dem Studium einer ausgeprägten literarischen Individualität: Peter Altenberg’s.“

Doch Kraus relativierte auch die sonst fast konstante hohe Einschätzung seines Freundes Altenberg mit einem Seitenhieb auf dessen Gang zur Zeitung:

Man mag gegen Altenberg’s neuestes Gebräu einer seelisch-ökonomischen Weltanschauung und gegen seine Heilslehre, die den Ankauf einer Zahnpasta unter Leugnung von Sexualempfindungen predigt, satirisch gestimmt werden, mag auch bedauern, daß ein Tagesblatt seit Monaten den Dichter durch den skrupellosen Abdruck der gedanklich und sprachlich wildesten Exklamatio-

¹⁰ Wiener Allgemeine Zeitung, 30. Dez. 1905, 3.

¹¹ siehe Lunzer/Lunzer-Talos, Peter Altenberg, 139ff.

Altenberg sah sich als Initiator und Förderer des ersten ausgereiften Cabarets französischen Zuschnitts in Wien

und propagierte es mit allen Mitteln.

¹² Karl Kraus: Satiriker. In: Die Fackel, Wien, Nr. 213 vom 11. Dezember 1906, 23f.

nen schädigt. Aber in seinen dürftigsten Abschnitzeln beweist ein Peter Altenberg noch immer hundertmal mehr echte Menschlichkeit und echtes Temperament, als ein Herr Polgar in seiner Vollendung und kein Mensch hat heute in Wien ein geringeres Recht, sich über jenen lustig zu machen als dieser, der die Eigenart des Dichters nachstümpernd zur stilistischen Unart verzerrt hat. [...]

Soviel zum Anfang Altenbergs als häufig auftretender – heute würde man sagen – Kolumnist: wendig, einfallsreich, charmant und sehr egozentrisch; aber das darf bei ihm nicht verwundern. Für das Blatt war so eine subjektive Stimme sicher ein Gewinn; der allgemeine Ton der Zeitungen war damals ein ernster, gravitätischer, tantenhafter. Da konnten jugendlich klingende, kapriziöse, farbige Texte nur willkommen sein.

Heinz LUNZER (1944)

Literaturhistoriker, Leiter der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus in Wien.

Victoria LUNZER-TALOS (1948)

Kunst- und Kulturhistorikerin, Leiterin der Fachbibliothek für Kunstgeschichte an der Universitätsbibliothek Wien.

Ausgew. Publikationen: Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern. Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1994. 280 S. ISBN 3-462-02352-7. Joseph Roth. 1894-1939. Ein Katalog der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur zur Ausstellung des Jüdischen Museums der Stadt Wien 1994/1995. Zirkular, Sondernummer 42. 180 S. ISBN 3-900467-42-X.

„Was wir umbringen“. „Die Fackel“ von Karl Kraus. Hrsg. von Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos, Marcus G. Patka. Wien: Mandelbaum 1999. 192 S. ISBN 3-85476-024-8. Horváth. Einem Schriftsteller auf der Spur. Heinz Lunzer, Victoria Lunzer-Talos, Elisabeth Tworek. Salzburg, Wien, Frankfurt/M.: Residenz 2001. 160 S. ISBN 3-7017-1277-8. Peter Altenberg. Extracte des Lebens. Einem Schriftsteller auf der Spur. Heinz Lunzer und Victoria Lunzer-Talos in Zusammenarbeit mit Andrew Barker, Hermann Böhm, Bernhard Denkingen, Georg Gaugusch, Marcus G. Patka, Gerd Pichler, Ursula Storch und Patrick Werkner. Salzburg, Wien, Frankfurt/M.: Residenz 2003, 224 S. ISBN 3-7017-1320-0.

Spuren und Überbleibsel: Walter Süß

Eckart Fröh

Biographische Notiz

Walter Süß wurde am 1. 8. 1905 in Wien geboren¹ und war dort, wie es im Amtsjargon heißt, zuständig. Seine Jugend und Schulzeit beschrieb er nicht ohne Ironie in den „Erinnerungen eines Frächterls“, erschienen unter dem Titel

Verlorenes Land der Jugend.

Jetzt ist wieder einmal die Schule aus. Der letzte Schultag ist der schönste. Ferien! Ferien! Zwei Monate Freiheit, Sonne, Luft und Wasser, blauer Himmel darüber und keine Aufgaben, kein Lernen ... Die Kinder von heute geben aber nicht so ungern in die Schule, wie wir es taten. Die Schule ist besser, freier geworden und ihre Atmosphäre ist nicht mehr so stickig wie einst, als wir Hände auf die Bank legten.

Ich erinnere mich noch so gut daran, als ob es erst gestern wäre: wie die Mutter mit mir Einschreiben ging. Der Mann, den ich damals sah, war fünf lange Volksschuljahre mein Lehrer, und er erschien mir so bedeutend, daß ich ihn gewissenhaft kopierte. Ich schmunzelte so wie er und halte die Hände noch heute beim Gehen ein bißchen geballt, so wie er es tat. Als er mich zum erstenmal hierbleiben ließ, betete ich – damals war ich gläubig – ein paar Abende zu Gott, er möge ihn dafür sterben lassen. Denn ich hatte damals furchtbare Prügel bekommen. Seitdem sind achtzehn Jahre vergangen und er lebt in meiner Erinnerung als ein guter, schlichter Mensch, den sie nicht hochkommen ließen, weil er Protestant war. Der Oberlehrerposten war ihm verschlossen ...

In der Volksschule war ich ein Vorzugsschüler. Dann flog ich aus zwei Realschulen hinaus und strandete in der Bürgerschule. Damals war ich schon ein Frächterl. Heute sehe ich noch manchesmal den alten, dicken Naturlehrpädagogen, der uns die Fallgesetze eintrichterte und mir ein-

mal in großer Erregung versicherte, er sei ein „katholischer Christ“. Das gehörte nicht zum Lehrprogramm. Zum Turnen war ich zu faul und entwickelte eine bemerkenswerte Fähigkeit, von allen Geräten herunterzufallen, ohne mir weh zu tun. Dem biedereren Turnlehrer, der uns lehrte, wie Störche auf einem Bein zu stehen, und der stets behauptete, das sei im Leben sehr wichtig – warum, habe ich nie erfahren –, erfüllte das mit Entsetzen. Aber beim Amtsarzt simulierte ich trotz meiner dreizehn Jahre so gut einen Herzfehler, daß ich vom Turnen dispensiert wurde. Den Bauchansatz, den ich heute habe, hätte ich sowieso gekriegt.

Die vierte Bürgerschulklasse war eine Schule männlicher Ertüchtigung. Nach jeder Pause stand eine Reihe blutender Schüler vor dem Waschtisch angestellt, um sich zu reinigen. Damals bekam ich meinen ersten Sittendreier. Und dem bin ich bis zum Ende treu geblieben.

Nachdem mehrere Leute mit rührender Übereinstimmung behauptet hatten, aus mir könne höchstens ein Zuchthäusler werden – das beruhigte mich sehr, da man da die Wohnung, Kleidung und Nahrung vom Staate bekommt – wurde ich in die Handelsschule gesteckt. Leider konnte ich den Handel nicht schmecken und die Professoren erst recht nicht, zwei davon ausgenommen. Im Klassenbuch war mein Konto bald vollgeschrieben: Süß stört. Süß schwätzt. Süß ißt während des Unterrichts. Süß schmeißt Papierkugeln. Dann pickten sie eine Allonge dran, wie an einen oft übertragenen Wechsel und schrieben weiter. Mir war es Wurscht.

Da hatten wir den Warenkundeprofessor. Er hatte einen tückischen, stechenden Blick, und wir konnten uns gleich nicht leiden. Kriecher und Heuchler gefielen ihm. Er hatte eine hübsche Redewendung, die er immer wieder gebrauchte: „Ich und andere Gelehrte.“ „Ich und andere Gelehrte haben gesagt ...“ Das sicherte ihm den Fluch der Lächerlichkeit. In seinen Stunden

¹ Was hier über Leben und Tod von Walter Süß mitgeteilt wird, verdanke ich weitgehend Herbert Exenberger vom

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes.

schließlich am besten. Er ging dann, wütend und bucklig wie ein Kater, fort.

Eine andere Nummer war der Professor für kaufmännisches Rechnen. Kroatenblut steckte in ihm und eine fixe Idee: Fleißaufgaben (ein a konnte er nicht aussprechen). „Bei mir müßt ihr Fleißaufgaben mochen, sonst könnt ihr eine ganze Serie Tschefß (Fünfer) hoben. Do kann donn die ganze Verwundtschoft herkommen und es nützt nichts.“ Er war ein kleines, dünnes Kerlchen mit einem viel zu großen, nicht sehr edel geformten Kopf. Ich schmierte ihm Fleißaufgaben, wirre, sinnlose Zahlen. Nachrechnen konnte er sie ja nicht, da ihm die Zeit dazu fehlte. Er schenkte mir einen Vierer.

Der Deutschprofessor fühlte sich verpflichtet, auch den deutschen Mann zu mimen, wozu er eigentlich keinen triftigen Grund hatte. Er war Offizier gewesen, bei der Kavallerie vermuteten wir, da er O-Beine hatte. Sein Haar war immer gebrannt und er haßte mich, weil ich nicht patriotisch war und an den Klassikern keinen Gefallen fand. Sie schläfernten mich ein und ich gähnte laut und ungeniert. Wenn er rezitierte, hatte ich Schnupftabak mit, den ich freigiebig austeilte. Seine schönste Deklamation ging in einer jäh ausgebrochenen Nießepidemie unter.

Bei ihm machten wir die hübsche Geschichte mit den Maikäfern. Einer hatte zehn Maikäfer in einem Schachtel mit und ließ einen aus. Die Fenster waren geschlossen. Der Deutschprofessor fing den Maikäfer, öffnete ein Fenster, warf ihn hinaus und machte wieder zu. Dann ließen wir den zweiten aus und sagten: „Bitt', Herr Professor, er ist schon wieder da.“ Er verwunderte sich gar sehr darob, und erst beim fünften bemerkte er, daß es immer ein anderer Maikäfer war. Dann gab es Krach.

Aber der sonderbarste Kauz von allen, war der Mann, der uns Handelskunde lehrte. Er sah wie einer aus der Praterstraße aus, sprach auch so und hatte Zwickel und Glatze. Er konnte kein ü sagen und ersetzte es durch i. „Sieß, was haben Sie jetzt wieder gemacht? Was s o l l das? Sieß schwätzt schon wieder. Ich werd' Sie in's Klassenbuch schreiben.“ Worauf ich einmal, sehr zynisch: „Von mir aus“, erwiderte. Und er tat es auch. Es hat seiner Schrift genützt und mir nichts geschadet.

Ein Schüler konnte so hübsch wie eine Gluckhenne gackern und er tat es immer in der Handelskundestunde. „Gack, gack, gack, g'legt!“ sang er jeden Augenblick. Es war damals wirklich sehr hübsch. Wir hatten nur ein, zwei Schergerln und die prügelte ich in jeder Pause. Den Sittendreier bekam ich ja soundso.

In dieser Zeit betrieb ich das Tarchenieren nach allen Regeln der Kunst. Ich ging einmal wegen meines Fußes ins Spital und schrieb darüber eine Bestätigung mit Bleistift, die mit der Spitalstampiglie versehen wurde. Zu Hause radierte ich dann die Bleistiftschrift aus und schrieb schön mit Tinte, daß ich jeden Montag elektrisieren gehen müsse. Ein Jahr lang ging ich elektrisieren – auf den Galitzinberg und in den Wertheimsteinpark. Ich war damals Anarchist und mein Tun kam mir sehr revolutionär vor. Jede Stunde, die ich in der Schule verbrachte, war für mich verloren. Und die Professoren, die meinen Eltern rieten, mich in die Korrekptionsanstalt zu geben, waren überzeugt, daß aus mir nichts werden könne.

Es ist doch etwas geworden. Die Schule des Lebens ist nicht so, wie die Schule der Jugend gewesen ist. Das beste Schulzeugnis kann den für das Leben Untüchtigen nicht retten. Und wer fürs Leben taugt, der setzt sich durch, auch mit ein paar Vierern im Ausweis. Und die Vorzugsschüler sitzen im Leben oft auf der letzten Bank ...

Wann Walter Süß die journalistische Laufbahn einschlagen hat, ist unbekannt. Jedenfalls war er ab März 1927 als Redakteur (vor allem wohl als Gerichtssaalreporter) beim *Kleinen Blatt* beschäftigt, veröffentlichte aber darüber hinaus auch Beiträge in diversen anderen sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften, so in der *Arbeiter-Zeitung*, dem Zentralorgan der SDAPÖ, der *Bunten Woche*, der *Wochenausgabe des Kleinen Blattes*, in *Sozialdemokrat* und *Kuckuck*.

Das *Kleine Blatt* wollte „ein wirkliches Blatt des Volkes sein, immerdar dem Volke in allen seinen arbeitenden Schichten dienen, unbeugsam seine wahrhaften Interessen verfechten.“² Obwohl es unter Julius Braunthal, dem Chefredakteur bis Februar 1934, „ein gutes, reines, von sozialistischem Geiste erfülltes Blatt“ war, war es „kein

² Was wir wollen. In: *Das Kleine Blatt*, Nr. 6, 6. 3. 1927.



Bild Spära: Walter Süß

(Ank. Das Kleine Blatt, Nr. 61 | J. 1922, S. 1)

Parteiblatt“, ließ der Politik „nur wenig Raum“ und paßte sich „dem Geschmack, dem Lesebedürfnis der politisch noch weniger interessierten Schichten“³ an. Aus diesem Grunde kam der Lokal- und Gerichtssaalberichterstattung, dem Sport sowie dem Unterhaltungsteil große Bedeutung zu. Wöchentliche Rubriken über Gartenbau, Automobilismus, medizinische und pädagogische Fragen, für die Hausgehilfinnen, Frauen und Kinder ergänzten das breite Angebot. Zeichnungen, Illustrationen, Karikaturen und Photographien vermehrten das Lesevergnügen. Kurz, man informierte über alles, was allgemeines Interesse beanspruchte; das „natürliche Bedürfnis schwer arbeitender Menschen nach einer Lektüre, die ihre Gedanken den Tagesnöten entrückt“,⁴ wurde dabei nie vernachlässigt.

Walter Süß hatte im Rahmen dieses Programms eine wichtige Funktion. Seine Beiträge, Sozialre-

portagen, Prozessberichte, Glossen, Geschichten und Kriminalromane, aber auch Film- und Boulevardtheaterkritiken waren ebenso unterhaltsam wie informativ. Was er schrieb, schrieb er aus eigener Anschauung; was er hörte, protokollierte er. Er war Berichterstatte, nicht Meinungsmacher; sachlicher Erzähler, kein Schwätzer; kein Phantast, sondern Beobachter. Was er sah und erlebte, fasste er in einfachem Satzbau zusammen, bei dem nicht selten der Dialekt der Vorstädte durchschlug. Seine Leser verstanden ihn ohne weiteres, weil er in ihrer Sprache zu ihnen sprach. In die Tagespolitik mischte er sich selten ein; ihm genügte ein Vormittag im Gericht, eine Nacht im Obdachlosenasy, ein Tag als Straßensänger, eine Stunde im *Tschoch* oder im Kaffeehaus, der Gang durch die Vorstädte, das Gespräch mit einem Arbeitslosen, der Besuch einer Fabrik, eine Straßenbahnfahrt, zuweilen auch eine Lokalnotiz oder eine belanglose Meldung der Polizeikorrespondenz, um zu wissen, welche Auswirkungen das kapitalistische System hatte.

Unparteiisch war er nicht; im Gegenteil, er ergriff entschieden Partei. Sein Wort war unmittelbarer Ausdruck eines unkorruptierten, geradezu religiös empfundenen Sozialismus, der es entschieden auf die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse abgesehen hatte und das, was die sozialdemokratisch verwaltete Gemeinde Wien innerhalb weniger Jahre geschaffen hatte, seinen Lesern als nachahmenswertes Beispiel vor Augen stellte: „Häuser, Kindergärten, Bäder, Parks, Fürsorge für die Armen – das alles zusammen“ war ihm „ein ragendes Monument wahren Christentums, ein gewaltiges Lied des Aufbaues und der Nächstenliebe.“⁵

Süß war kein Theoretiker, auch wenn er mehrmals seine Gedanken über sozialistische Themen niedergeschrieben hat. Sozialismus war ihm Herzenssache, Geschichte Ausdruck einer fortschreitenden Entwicklung zum Besseren, an deren Ende *Utopia, das Land der Verheißung*,⁶ herrlich erstehen würde:

*Über endlosen Jahrausenden ewigen Maresches
der Sklaven, der Leibeigenen, der Arbeiter, spuk-
haft von Geburt zu Grabe, vom Meilenstein
einer Generation zum nächsten trotend, leuchtet*

³ *Das Kleine Blatt*. – In: *Arbeiter-Zeitung*, Nr. 57, 27. 2. 1927.

⁴ Wie Anm. 2.

⁵ *Ein Katholik sieht Wien*. In: *Das Kleine Blatt*, 10. 9. 1933.

– Im Original teilweise spationiert.

⁶ Dies der Titel eines Beitrags, der im Juni 1931 im *Sozialdemokrat* erschienen ist.

in unvergänglicher Schönheit, strahlend wie der Stern von Bethlehem, die Vision der verbrüderten Menschheit, der klassenlosen, der gerechten Gesellschaft, in der es keine Herren und Knechte, keine Ausbeuter und Ausgebeuteten, keine Hungernden und Darbenden mehr geben wird. Durch endlose Jahrtausende flammt, strahlender noch wie der Stern von Bethlehem, die Fackel der Revolte. Spartakus, Wiedertäufer, Leveller, Gleiche um Baboeuf, Kämpfer der Pariser Kommune, der Moskauer Barrikaden, der Revolutionen nach dem Kriege, verblutet im Feuer der Reaktion und vermodert in ihren Bastillen – ihr Blut bindet das Ideal der sozialistischen Verheißung mit der Wirklichkeit des Kampfes. Sie sind die Soldaten der Zukunft, gefallen auf den Schlachtfeldern der Vergangenheit und Gegenwart. Sie starben, um die Menschheit zu erlösen. Am ersten Mai wiederholt ihr Schritt im Schritt der Arbeiter der ganzen Welt. Rote Fahnen über ihnen. So leuchtet das Morgen. So leuchtet die Zukunft, der Mai der Menschheit.

Verheißung: Das Land der Zukunft, in dem Milch und Honig fließt. Land, in dem wieder die Maschinen stampfen und dröhnen, aber nicht für den Profit der Privilegierten, sondern für das Wohl aller. Reich, überreich ist der Tisch dieser Welt gedeckt – nur die Sitzordnung muß verbessert werden. Milliarden Menschen können Luxus genießen, der kein Luxus mehr ist, wenn ihn alle haben. Schimmernde Hochhäuser, rasende Expresse, schwirrende Luftgeschwader, stampfende Schiffskolosse, lichte Wunderstädte aus Stahl und Glas – Vision der sozialistischen Zukunft, Fata Morgana, aufleuchtend den unabsehbaren Heeren der Unterdrückten, die durch Wüsten der Verdammnis ziehen. Freiheit des Geistes, Fortschritt ohne Grenzen – schon heute könnte es so sein, wenn es keine Bourgeoisie, wenn es keinen Kapitalismus gäbe. Noch gibt es keine Menschheit, nur Klassen der Unterdrückten und der Unterdrückten. Im Antlitz des Kapitalisten, der Blut in Profit wandelt, flammt noch die Gier des beutemachenden Halbmenschen. Der Mensch, der wirkliche Mensch, beginnt erst dort, wo der Kapitalismus endet.⁷

Die Sätze wurden einem Aufsatz entnommen, den Walter Süß im Mai 1930 unter dem Titel *An der Wende zweier Zeiten* veröffentlicht hatte. Zu ihr sollte es, anders als ersieht, nur wenige Jahre

später, im März 1933, kommen, als das Parlament, und im Februar 1934, als die österreichische Sozialdemokratie ausgeschaltet wurde. Viele der Genossen, unter ihnen Julius Braunthal, emigrierten. Süß blieb, anscheinend unbehelligt, im Lande und setzte seine journalistische Tätigkeit für das *Kleine Blatt*, nunmehr gänzlich unpolitisch, bis Oktober 1935 fort. Danach sind von ihm keine gezeichneten Artikel mehr erschienen.

Am 20. März 1938 wurde Walter Süß von der Gestapo in Haft genommen. Die Gründe, warum dies so kurz nach der Annexion Österreichs geschah, sind nicht bekannt. Hatte man die Zuschrift des „Genosse(n) Walter Süß“, die am 24. September 1932 in der *Arbeiter-Zeitung* abgedruckt worden war, nicht vergessen?

Es ist schon ein paar schöne Monate her, daß ich dem Illustrierten Beobachter in München, dem bebilderten Zentralblatt des Dritten Reiches, daraufkam, daß er einen aus meiner durchaus nicht nordischen Feder stammenden Kriminalroman, der seinerzeit (August/September 1930, E. F.) im Kleinen Blatt erschienen ist, gestohlen hatte. Er heißt Die graue Katze, und das liebe Tierchen wurde ein großer Ärger für die braunen Gutgesinnten und eine stille Schadenfreude für die Roten. Denn die Hakinger, die da Papier, Druckerschwärze und Romanspalte, also fast alles für die Katz' geopfert hatten, ahnten nicht, daß das Vieh nur zur Hälfte arisch war, so wie ich, sein Vater, es bin, und daß es beim Schnurren das Jüdeln nicht ganz lassen konnte. Es war schlechthin eine Unterkatze, die da Eingang in das Dritte Reich gefunden und dabei ihren halbjüdischen Verfasser heimlich mitgeschmuggelt hatte, wie das trojanische Pferd die Hellenen. Da gab es denn auch ein nordisches Waihgeschrei in der braunen Feste, die germanische Weltesche Yggdrasil erzitterte, soweit sie sich illustriert beobachtet sah, und die Mittgartschlange, der das graue Kätzchen schwer im Magen lag, hatte Verdauungsbeschwerden und begann nordisch zu kotzen. Die deutsche Parteipresse machte über sich den Reinfall der Nordlinge gebührend lustig und die Münchner Post übernahm die Glosse, die ich damals über dieses schöne Thema für die Arbeiter-Zeitung geschrieben hatte, im Wortlaut.

⁷ Aus: *An der Wende zweier Zeiten*, erschienen in: *Der Sozialdemokrat*, Mai 1930, 69f.

Den braunen Beobachtern blieb nichts anderes übrig, als zu berichten. In der Berichtigung beteuerte sie, das Katzenvieh nicht gestohlen zu, sondern einem Herrn Rebernigg, der zwar schlechter schreibt als ich, aber dafür arischer ist, ehrbar und nordisch abgekauft zu haben. Nun schrieb die Münchner Post, daß sich die illustriert beobachtenden Hakinger eben damit der Heblerei schuldig gemacht haben. Da aber ergriff die Braunen edler Grimm; sie nannten zum Kadi und klagten die Münchner Post auf Ehrenbeleidigung. Und da es in Deutschland noch Richter gibt, wurde die Münchner Post prompt zu fünfhundert Mark Geldstrafe verurteilt. Allerdings, der Richter erkannte die Freude, die der beklagte Redakteur bei der Veröffentlichung über den Reinfall der Kläger zum Ausdruck bringen wollte, als strafmildernd an ...

Ich glaube aber, daß die braunen Beobachter mit der schnöden Mammonssühne, die ihnen da zuteil wurde, nicht zufrieden sein können. Der Illustrierte Beobachter, der eine Halbjudenkatze mit tierfreundlicher Arglosigkeit bei sich aufnahm, wie der biedere Bauer aus dem Lesebuch die halberfiorene Schlange, und den die semtelnde Katz dann in die zottige Heldenbrust biß, ist und bleibt entehrt. Solche Schmach kann nur mit Blut abgewaschen werden. Wenn ich daran denke, überfällt mich ein ängstliches Zittern – um das Nachdruckshonorar, das ich bisher noch immer nicht erhalten habe ...

Was vermochten Spott und Hohn gegenüber einem Gegner, der keine Redensarten machte, Blut als Metapher nicht gelten ließ, sondern es wirklich und wahrhaftig sehen wollte. Im Juli 1938 wurde Süß aus der Gestapohaft entlassen, aus politischen und sogenannten rassischen Gründen erst nach Dachau deportiert (Zugangsnummer 18122), dann nach Buchenwald, wo er (lt. Sterbeurkunde II Nr. 1288/1940) den Tod fand. Zeugen des Mordes waren Julius Freund, Andreas Rieser und Leonhard Steinwender, der unter dem Titel *Bluttaufe* darüber berichtet hat:

Er (Walter Süß, der hier Albert genannt wird; E. F.) war ein echter Vertreter der Wiener Linksjournalistik. Ein geistvoller Erzähler, ohne jede persönliche Beziehung zu christlicher Weltanschauung. Irgend etwas Geheimnisvolles zog ihn näher an mich. Nach manchen Streitzgesprächen

über religiöse Probleme war ich einigermaßen überrascht, als mein Kamerad zur Weihnachtszeit 1939 sagte, er beginne tiefer und ernster über religiöse Fragen und über christliche Weltanschauung nachzudenken. Ich maß dieser in meinen Augen wohl mehr schöngeistigen Anwendung nicht allzutiefe Bedeutung zu. Wechsel im Arbeitskommando führte uns auseinander. Am Karsamstag suchte mich der Kamerad wieder. In langen, sorgenvollen und schlaflosen Nächten hatte ihn der einmal gefaßte Gedanke nicht mehr losgelassen. Er war so weit in seinem Entschlusse, nach der Rückkehr aus dem Lager Christ zu werden. Als Halbjude sah er noch einen leisen Hoffnungsschimmer auf Befreiung vor sich. Wieder verloren wir uns aus den Augen. Auch war es ja für beide Teile nicht ganz unbedenklich, sich öfter zu treffen. Doch immer wieder beschäftigte mich diese aufgewühlte Seele, die so heftig um die Wahrheit über die letzten Dinge rang.

Einige Tage vor Christi Himmelfahrt schlich sich Albert Süß zu mir. Der verhältnismäßig junge Mann war körperlich verfallen. In seiner angeborenen lässigen Körperhaltung sah er aus wie ein alter Mann. Doch aus seinem Auge leuchtete ein eigentümlich entschlossenes Feuer. Kurzweg sagte er mir: „Kamerad, ich bin mir nun klar, ich habe mich durchgerungen. Ich weiß, daß ich das Lager nicht mehr lebend verlassen werde. Der Traum meiner Taufe und meines Eintrittes in die katholische Kirche im Wiener Stephansdom kann nicht in Erfüllung gehen. Ich habe an dich eine große Bitte. Könntest du mich im Lager taufen? Ich weiß, daß es nicht mehr lange aushalten kann.“

Eine Judentaufe im K. Z.! Was es bedeutet hätte, wenn dieser Schritt bekannt würde, war uns klar. Wir beugten uns in Ehrfurcht vor der Gnade des barmherzigen Gottes und empfahlen uns seinem Schutze. Einige Stunden geheimen Konvertitenunterrichtes angesichts der Todesgefahr gaben mir die Gewißheit, daß der Täufling innerlich reif sei für den Empfang des Sakramentes. Da der Nachmittag des Pfingstamstages voraussichtlich einige freie Stunden bringen würde und an diesem Tage in den Heimatkirchen das Taufwasser geweiht wurde, sollte an diesem Tage die denkwürdige Taufe stattfinden. (...)

Als ich am Freitag vor Pfingsten in unserer SS-Kaserne bei der Arbeit war und mich in Gedanken mit einigen Worten beschäftigte, die ich bei

der Taufe sprechen wollte, hörte ich plötzlich vor den Fenstern ein Geschrei. Nach wenigen Minuten keuchte Kaplan Rieser über die Stiege und stammelte atemlos: „Jetzt haben sie den Albert erschlagen.“ Vor den Fenstern unserer Arbeitsstätte hatte sich eine kleine jüdische Steinträgerkolonne dahingeschleppt, ein Bild namenlosen Elends wankender Gestalten. Ein brüllender Scharführer hatte Albert Süß, der nicht mehr weiter konnte, mit einem Knüttel erschlagen. Starr vor Entsetzen sahen wir vor unseren Fenstern die blutüberströmte Leiche liegen. Albert Süß war als Getaufter in die Ewigkeit gegangen. Er hatte die Begiertaufe empfangen und sein Blut floß als Zeichen der Bluttaufe über

das wundgeschlagene Haupt in die erloschenen Augen.

Überall lässt sich's zutiefst glauben, an allem außer dem bösen Ende, das seine Lebensgeschichte nahm, zweifeln. Die Polizeidirektion Wien bestätigte es bald nach 1945 amtlich: „Walter Süß Redakteur, 1. VII. (!) 1905 Wien geb. und zuständig, ledig, konfessionslos zuletzt XVI., Brunnengasse 68 / 2, ist am 4. V. 1940 im K. Z. Buchenwald – Schutzhaft (!) gestorben. Ein Haftzettel liegt hieramts nicht ein.“ – Der Vater, Bernhard Süß, überlebte; die „Mutter des ermordeten“ (!) war zuvor „aus Kränkung gestorben.“⁸

Dr. Eckart FRÜH (1942)

Literaturhistoriker, Leiter des Tagblatt-Archivs in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Literatur und Zeitgeschichte. Herausgeber u.a. der Bühnenfassung der *Letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus.

⁸ Zitiert nach: KZ.-Verband. Verband der antifaschistischen österreichischen Konzentrationslager-Schutzhäftlinge.

Eidesstattliche Erklärung (Oktober 1946 ?) von Bernhard Süß und Beilage der Polizeidirektion Wien.

Ein Romantiker eigener Art

Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi (1843-1910)

Andrea Winklbauer

Vor Jahren recherchierte ich für meine Diplomarbeit über den österreichischen Landschaftsmaler Robert Russ (1847-1922). Um mir über die Bedeutung seines Werkes für dessen Zeitgenossen klar zu werden, untersuchte ich Berge von Kunstkritiken des 19. Jahrhunderts. Unter den vielen Urteilen, die zutage kamen, fiel eines ganz besonders auf. Jemand schrieb: „Südtirol bei Nachmittagsbeleuchtung: das war sein Typus, und auch wenn er etwas Niederösterreichisches malte, zu irgendeiner anderen Tageszeit, war es innerlich datiert: ‚Bozen, 1. September, 5 Uhr Nachmittags‘.“¹ Ludwig Hevesi hatte nicht nur die positive Essenz und das Retardierende der Russ'schen Kunst erkannt, sondern mit deren malerischer Beschreibung im Plauderton auch gleich den Leser zum Betrachter gemacht. Ohne mich damals mit Hevesi weiter beschäftigen zu können, ahnte ich, dass ich hier auf eine Fähigkeit gestoßen war, die auch seine übrigen Schriften auszeichnen musste.

Ludwig Hevesi ist kein Unbekannter. Am 28. November 1843 unter dem Namen Lajos Lövi als Sohn eines jüdischen Gemeindefarztes im ungarischen Heves geboren, absolvierte er das Gymnasium in Budapest, um anschließend Medizin an der Budapester und ab den frühen sechziger Jahren an der Wiener Akademie zu hören, seine Studien aber nie abzuschließen.² Schon während seiner Budapester Studienzeit verkehrte er in Literatenkreisen und zählte bald selbst zu den bekanntesten Humoristen Ungarns. Er schrieb auf Ungarisch und Deutsch und gleich unter seinem Pseudonym Ludwig Hevesi, das er Ende 1890 als seinen offiziellen Namen annahm, fast gleichzeitig mit seinem Übertritt zur evangelischen Religion. Spätestens ab 1866 lebte er ganz von seiner journalistischen und literarischen Arbeit. In diesem Jahr begann auch Hevesis bis zu seinem Tod dauernde feuilletonistische Mitarbeit am *Pester Lloyd*, einer deutschsprachigen Budapester Tages-

zeitung. 1870 übersiedelte er nach Wien. Hier begann Hevesi 1875 als Feuilletonist und Kunstkritiker des *Fremdenblattes* zu schreiben, für das er ebenfalls über Jahrzehnte tätig blieb. Neben der Kunst hatte er Theater und Literatur zu kritisieren sowie wöchentlich eine „Plauderei“, ein Feuilleton, zu liefern. Daneben entstanden Romane, Reise- und Geschichtenbücher und Sammelbände seiner Feuilletons. Außerdem schrieb er als Kunstkritiker für verschiedene Kunstzeitschriften, darunter *Kunst und Kunsthandwerk*, die *Leipziger Zeitschrift für bildende Kunst* und deren Beilage, die *Kunstchronik*, *Ver Sacrum* und mehrere deutsche Tageszeitungen. Als 1897 die Wiener Secession aus dem Künstlerhaus auszog, entpuppte sich Ludwig Hevesi neben Hermann Bahr und Berta Szeps-Zuckerkanndl als ihr wichtigster Apologet. Von ihm stammt auch der Wahlspruch der Vereinigung: „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit“. Wichtige Buchveröffentlichungen nach 1900 versammelten unter den Titeln *Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert* (1903), *Acht Jahre Secession* (1906) und *Altkunst – Neukunst* (1909) kunsthistorische, kunstkritische und polemische Texte. Am 27. Februar 1910 starb Ludwig Hevesi durch eigene Hand.

Der Kunstkritiker

Obwohl zu seiner Zeit eine bekannte Erscheinung des Feuilletons und der populäreren Literatur, wäre Hevesi heute kaum ein Begriff, hätte er sich nicht über viele Jahre so intensiv für die Wiener Secession eingesetzt. Sein treffsicheres und wortgewandtes Urteil über die Kunst seiner eigenen Zeit führte sogar so weit, dass Kunsthistoriker ihm seit langem auch in Bezug auf die ältere Kunst vertrauen. Was die Einschätzung der österreichischen Kunst des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende angeht, kann Hevesi sehr

¹ Beilage des *Pester Lloyd* zur Nr. 91, Dienstag, 2. April 1889.

² Bei den biographischen Angaben folge ich Ursula Meißl-

Novopacky: *Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi (1843-1910). Sein Einfluss auf das Kunstverständnis in Österreich-Ungarn um die Jahrhundertwende*. Dissertation. Wien 1989.

wohl als Autorität gelten. Doch wie sieht die Arbeit dieser Wiener Kritiker-Legende am Beginn der Moderne eigentlich genau aus?

Hevesi arbeitete als Kunstkritiker in Wien von 1875 bis zu seinem Tod 1910. Da seine Texte im Feuilleton von Tageszeitungen und in auf Kunst spezialisierten Zeitschriften erschienen, richteten sie sich wohl an ein gebildetes Publikum, das zumindest kunstinteressiert war und über das aktuelle Geschehen auf dem Laufenden gehalten werden wollte. Seine Produktion umfasste Tageskritiken von Ausstellungen zeitgenössischer und älterer Kunst, Beschreibungen von Atelierbesuchen, Künstlerporträts, aber auch Architekturkritiken, Chroniken und Polemiken. Es kam nicht selten vor, dass Hevesi über dieselbe Ausstellung im *Wiener Fremdenblatt*, im *Pester Lloyd* und auch in einer anderen Zeitung oder Zeitschrift schrieb. Die Zeit seiner größten Wirksamkeit waren die Jahre um und kurz nach der Gründung der Wiener Secession im Jahr 1897. Es hat Sinn, seine damaligen Texte auf ihre Aussagen über den Kunstkritiker Ludwig Hevesi abzuklopfen. Was war ihm wichtig? Welche Kunstauffassung vertrat er? In welcher Form tat er sie kund?

Form und Sprache

Der Anfang eines Hevesi-Textes führt für gewöhnlich unvermittelt in sein Thema hinein. „Segantini hat in seiner Ehrenhalle einen großen Gast: Auguste Rodin“, beginnt eines seiner Specials über den französischen Bildhauer in einer Ausstellung der Wiener Secession vom 17. Januar 1901.¹ Seltener holt er etwas aus: „In der Makartzeit ging ein Farbenstrom über Österreich“, leitet Hevesi einen Essay über einen anderen Bildhauer, den Österreicher Artur Strasser, ein, um aber bereits im vierten der kurzen Sätze auf den polychrom arbeitenden Künstler zu sprechen zu kommen.⁴ Das Ende eines Textes ist

meist ähnlich lapidar. Handelt es sich um eine Ausstellungskritik, kann es passieren, dass Hevesi einfach endet, ohne ein echtes Schlusswort zu finden: „Ein Urteil möchte man nach diesem kleinen Bilde nicht abgeben.“⁵ Oder er verweist auf eine spätere Fortsetzung: „Weiteres über die Ausstellung behalten wir uns vor.“⁶ Ausführlichere Texte über Künstler schließt Hevesi gerne mit einem Urteil: „So ist er [Max Klinger] tatsächlich ein geistiger Führer der Zeit geworden, der als einer ihrer Gipfel in die Zukunft ragt.“⁷ – oder einem Wunsch: „So hinterläßt uns die genußreiche zweite Ausstellung der Sezession auch noch eine schöne und keineswegs utopische Hoffnung.“⁸ Zwischen diesen unspektakulären Eckpunkten entfalten sich die Ausstellungskritiken als Aufzählungen von Namen und Werken, die entweder nur kurz charakterisiert oder sogar richtig analysiert sind. Die Künstlertexte sind immer

Seine Leichtigkeit im Umgang mit Sprache macht einen guten Teil des Reizes aus, den seine Texte auch heute noch haben.

Analysen, in denen Kunsthistorisches, Kunstkritisches und Biografisches geschickt miteinander verflochten sind.

Ein großer Pluspunkt ist Hevesis unkomplizierte, wahrscheinlich nicht nur heute ein wenig altmodisch klingende Sprache. Er doziert nicht und vermeidet Fremdwörter. Dagegen hat er einen ausgesprochenen Sinn für Sprachwitz. Wie Ursula Meißl-Novopacky andeutet, war Hevesi durchaus berüchtigt für seine Kalauer.⁹ Doch macht seine Leichtigkeit im Umgang mit Sprache einen guten Teil des Reizes aus, den seine Texte auch heute noch haben. Manche Formulierungen sind nicht nur lustig, einiges ist auch in die Kunstgeschichte eingegangen. Um eine solche weitreichende Erfindung handelt es sich zum Beispiel bei dem Begriff der „Malmosaik“¹⁰ für Gustav Klimts Stil um 1907 oder dem des „Oberwildlings“ als Charakteristik für den Künstler Oskar Kokoschka.¹¹ Einige der gelungensten Scherze werden leider von dem etwas langatmigen Anlauf

¹ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession. Rodin*, 17. Januar 1901. In: Ludwig Hevesi: *Acht Jahre Sezession. Kritik – Polemik – Chronik* (1906). Reprint Klagenfurt 1984, 304.

⁴ Ludwig Hevesi: *Artur Strasser*. In: *Kunst und Kunsthandwerk*. November 1898. Auch in: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 82.

⁵ Ludwig Hevesi: *Die Sezession im Künstlerhause*. 12. Januar 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 216.

⁶ Ludwig Hevesi: *Ausstellung der Sezession*. 21. Januar 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 223.

⁷ Ludwig Hevesi: *Max Klingers „Christus im Olymp“*. 17. Januar 1899. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 113.

⁸ Ludwig Hevesi: *Otto Wagners Akademieprojekt*. 29. Dezember 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 100.

⁹ Meißl-Novopacky, *Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi*, 67.

¹⁰ Ludwig Hevesi: *Gustav Klimt und die Malmosaik*. August 1907. In: Ludwig Hevesi: *Altkunst – Neukunst*. Wien 1894 – 1908 (1909). Reprint Klagenfurt 1986, 210.

¹¹ Ludwig Hevesi: *Kunstschau 1908*. 31. Mai 1908. In: Hevesi, *Altkunst – Neukunst*, 313.

gebremst, den man nehmen muss, um sie zu verstehen: „In diese Gruppe von Angegriffenen gehört übrigens auch der Londoner Henri Muhrmann. Seine dunklen Themsebilder, in denen ein mächtiges Braun mit mörteelgrauen Tönen kämpft, sind den Leuten zu schmutzig. Rembrandt riecht allerdings auch nicht nach Seife, aber er hat dazu schon die Erlaubnis von der Kunstpolizei.“¹² Andere wieder zergehen dem Leser noch heute auf der Zunge, so zum Beispiel, wenn Hevesi über die schwierige Wirkung der Beleuchtung auf die ausgestellten Werke nachdenkt: „Manche Bilder schließen vor der Sonne die Augen, andere haben bei Südwind Migräne, noch andere werden überhaupt erst abends elektrisch. Man kann nie in die Ausstellung gehen, ohne einen Teil der Gemälde unwohl zu finden.“¹³ Zur Bestform läuft er auf, wenn es um Polemik geht, wie im Streit um Gustav Klimts Fakultätsbild „Philosophie“, dessen Anbringung an seinem Bestimmungsort vom Professorenkollegium verhindert wurde: „Alles strömt herbei, das von einigen Professoren beanständete [sic] Deckenbild zu sehen, und es sollen sogar Professoren kommen, die den Protest gegen diese ‚Philosophie‘ unterschrieben, das Bild aber noch nicht gesehen haben.“¹⁴

Ein Faktor, der Hevesis Kompetenz auf verschiedenen Ebenen unterstreicht, ist die relativ häufige Erwähnung von Personen und Ereignissen, die außerhalb des konkreten Anlasses liegen. Man könnte auch sagen: Er zeigt, dass er belesen und bestens informiert ist. Einerseits lässt er durchblicken, dass er nicht nur alle Wiener, sondern praktisch auch fast alle übrigen Ausstellungen in den europäischen Kunstzentren gesehen hat oder zumindest darüber Bescheid weiß. Informationen wie die Folgenden sind keine Seltenheit: „Auf Max Klinger, den Zeichner, hat die letzte graphische Ausstellung einen weiten Blick eröffnet. Max Klinger, der Maler, der Bildhauer, war uns fremd geblieben. Nur ein

Hörensagen ging um, bald von einer ‚blauen Stunde‘, die in Berlin viel zu blau gefunden worden, bald von einem Gekreuzigten, dem man in Dresden den fehlenden Lendenschurz in echter Leinwand vorgebunden.“¹⁵ Oder: „Von Carabin eine ganze Serie seiner kleinen Serpentinösen, deren bizarre Grazie voriges Jahr in München entzückt hat.“¹⁶ Gerne greift Hevesi auch zu Vergleichen aus der Vergangenheit – „Nun, die zahme Kunst des zweiten Kaiserreichs sah schon in seiner [Carpeaux’s] Cancangruppe an der großen Oper einen plastischen Skandal.“¹⁷ – und aus der älteren und neueren Kunstgeschichte, die er offensichtlich sehr gut kennt. Hin und wieder erwähnt und zitiert er andere Autoren wie Octave Mirbeau, John Ruskin, Emile Verhaeren oder Emile Zola – über Hevesis umfangreiche Bibliothek berichtet Ursula Meißl-Novopacky.¹⁸

Kriterien der Kritik

In Hevesis Texten finden sich sowohl affirmative Passagen, besonders in Analysen zu einzelnen Künstlern, als auch eine konfrontative Haltung sowie Kombinationen aus beidem, die man als differenzierte Kritik bezeichnen könnte.¹⁹ Das klingt dann etwa so: „Slevogts Dreibild [sic]: ‚Der verlorene Sohn‘ ist allerdings ein wenig abscheulich, aber sonst das Werk eines prächtigen Farbenmenschen.“²⁰ Wenn Hevesi etwas schlecht findet, begründet er seine Kritik immer argumentativ, selbst wenn er sich knapp fasst. „Muhrmanns gewaltige Fleckwirkungen sind nur etwas zu sehr Spezialität geworden; er ist nicht Sucher genug.“²¹ Man versteht jedenfalls, was er meint. Wenn ihm etwas gefällt, kann er auch poetisch werden: „Die Farben halten den Atem an“²², schrieb er über Carl Molls symbolistisches Landschaftsbild „Dämmerung“ mit einem stillen Gewässermotiv aus den March-Auen bei Schlosshof.²³

¹² Ludwig Hevesi: *Verkannte Kunstwerke*. 19. November 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 79.

¹³ Ludwig Hevesi: *Neu-München und Gefolge*. 16. Dezember 1894. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 535.

¹⁴ Ludwig Hevesi: *Klimts „Philosophie“*. 28. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 243.

¹⁵ Ludwig Hevesi: *Neues von Max Klinger*. 23. April 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 24.

¹⁶ Ludwig Hevesi: *Die Ausstellung der Sezession*. 25. März 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 15.

¹⁷ Ludwig Hevesi: *Moderne Plastik*. 7. April 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 18.

¹⁸ Meißl-Novopacky, *Der Kunstkritiker Ludwig Hevesi*, 69–72.

¹⁹ Mit der Terminologie der affirmativen und der konfrontativen Kritik folge ich Gabriele Schors Vortrag: *Die Aporie der Kunstkritik*. KunstkriterInnenstag im Kunsthaus Bregenz, 28.–29. September 2002.

²⁰ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession*. 16. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 242.

²¹ Ludwig Hevesi: *Verkannte Kunstwerke*. 19. November 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 79.

²² Ludwig Hevesi: *Sezession*. 8. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 235.

²³ Carl Moll (1861–1945): *Dämmerung*. Vor 1900. Öl auf L.w., 80 x 94,5 cm (Österreichische Galerie Belvedere, Wien).

Doch was gefällt Hevesi? Und was ärgert ihn? Es fällt auf, dass Hevesis Rolle vor der Gründung der Wiener Secession eine etwas andere war als danach. Bis 1897 übte er häufig auch konfrontative Kritik an den Werken der Ausstellungen des Künstlerhauses:

Die Sorgfältigen malen, was wir Publikumsbilder nennen möchten, wie Ulrichs 'Stickschule', der jeder malerische Reiz fehlt, oder selbst Haugs mit Unrecht mannigfach belobte Kirchturmszene: 'Über der Stadt', eine Art perspektivischer Purzelbaum, ohne wahre Luftwirkung und hilflos in der Farbe.²⁴

Ab 1897 verwandelte sich Hevesi nicht nur in einen Kämpfer für die Kunst und die Ausstellungen der Wiener Secession, sondern in einen Vermittler und Verteidiger der modernen Kunst überhaupt, auch wenn er nicht immer den richtigen Draht hatte, sie zu verstehen. Selten, aber doch, hat er das auch zugegeben. In einer Kritik vom 16. März 1900 erwähnt er einen Leserbrief, in dem er augenscheinlich um seine Meinung zu verschiedenen Künstlern gebeten wurde: „Nun, um die Erklärung der Bilder Jan Toorops hat sich der Briefschreiber nicht an die richtige Adresse gewandt. Ich verstehe sie auch nicht.“²⁵ Trotzdem gesteht er dem Künstler zu, dass hinter dessen Werk doch etwas steht, auch wenn er, Ludwig Hevesi, nichts damit anfangen kann.²⁶

Worüber sich Hevesi regelmäßig empört, sind alle Einschränkungen, die der Kunst im Allgemeinen – und der modernen im Besonderen – im Wien um 1900 auferlegt wurden. Gemäß dem von ihm erfundenen Motto der Secession „...der Kunst ihre Freiheit“ zieht er gegen alles ins Feld, was diese Freiheit bedroht. Da ist einmal die Pruderie, die dafür sorgte, dass das von Gustav Klimt entworfene Plakat zur ersten Ausstellung der Secession mit einem völlig nackten Theseus nur zensuriert affiziert werden durfte:

Der Maler war gezwungen, seinen halben Theseus hinter einigen Baumstämmen von hinrei-

chender Dicke zu verstecken, also das ganze Bild zu verderben. Es fragt sich nun, ob man nicht auch Canova's Theseus in sein stilles Tempelverlies zurückbefördern, dessen Türe verschließen und den Schlüssel in den Donaukanal werfen wird?²⁷

Dann wettet er auch gegen die Regeln, die die Kunst seiner Ansicht nach ebenfalls einschränken:

Überhaupt ist es schlimm um solche Erlaubnisse oder Verbote bestellt. Ein Gesetz, vollends ein ästhetisches, fließt stets aus der Individualität des Gesetzgebers; und morgen vielleicht wird einer geboren, der gerade das kann, was Drako oder Solon für unmöglich hält.²⁸

Weitere Feindbilder sind das „Alte“ und die „Philister“, die Akademiker, deren „gelehrte[r] Geschmack [...] ja die Kunst des vorigen Jahrhunderts zur Versumpfung gebracht [hat].“²⁹ Hevesi outet sich mit der Gründung der Wiener Secession als leidenschaftlicher Verfechter der Moderne. Er lässt in seinen Kritiken kaum eine Gelegenheit aus, den himmelhohen Unterschied zwischen Alt und Neu herauszustreichen:

Woran die alte Schule versiechen mußte, das ist hier vermieden: es gibt kein Rezept. Das gleichmäßige Eintrichtern einer vorgeschriebenen Kunst hat aufgehört, jedes Talent sucht sich seine Schule im Leben und macht sich seine Technik selbst. [...] Noch nie war Kunst so individuell, [sic] wie heute. Die Not der Traditionslosigkeit ist zur Tugend geworden, und nur wer ein Selbsteigner ist, wird heute als ein Echter anerkannt.³⁰

Die Secessionisten spielten dabei die Rolle der Vermittler zwischen der Moderne und dem Publikum, das in Wien erwiesenermaßen am künstlerischen Geschehen in Westeuropa vorbeilebte. So lernte man in Wien den französischen Impressionismus in einzelnen Originalen mit zwanzigjähriger, in einer großen Ausstellung sogar erst mit dreißigjähriger Verspätung kennen:

²⁴ Ludwig Hevesi: *Neu-München und Gefolge*. 16. Dezember 1894. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 540.

²⁵ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession*. 16. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 240.

²⁶ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession*. 16. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 240.

²⁷ Ludwig Hevesi: *Die Ausstellung der Sezession*. 25. März 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 13; Antonio Canovas 'Theseus'-Skulptur war ursprünglich im Theseustempel im Volksgarten aufgestellt, stand aber schon zu

Hevesis Zeiten (ebenso wie heute) im Treppenhaus des kunsthistorischen Museums.

²⁸ Ludwig Hevesi: *Neues von Max Klinger*. 23. April 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 29.

²⁹ Ludwig Hevesi: *Für Klimt*. 29. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 247-248.

³⁰ Ludwig Hevesi: *Die erste Ausstellung der Vereinigung bildender Künstler Österreichs*. In: *Ver Sacrum*, Mai 1898. Auch in: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 39.

„Sie wollen die Leute gewöhnen, auch da, wie auf sämtlichen anderen Gebieten des Lebens, zu fragen: ‚Was gibt es heute Neues?‘ Die ältere Kunst hat ihnen die Neugierde systematisch abgewöhnt; nun soll auch der Gebildete wieder neugierig sein dürfen, weil ja doch nicht ausgeschlossen ist, daß es das eine- oder anderemal der Mühe wert sein möchte.“³¹ Und provokanter:

*Die V.b.K.Ö. [Vereinigung bildender Künstler Österreichs = Secession] ist allerdings eine Kampfgesellschaft, denn sie will den Schlendrian in der Kunst bekämpfen. Allein sie wird dies nicht durch spektakuläre Polemik tun, sondern durch Verfolgung rein künstlerischer Ziele, durch Erziehung des Massenauges zum Verständnis der lebendig fortschreitenden Kunstentwicklung. Das Bessere, das sie zu bieten gedenkt, wird ja dann selbstverständlich der Feind des Guten sein, um wieviel mehr also des Schlechten!*³²

Alt-Neu

Doch wie sieht dieses „Neue“ aus, oder besser: Da wir schon wissen, dass Hevesi nicht mit allem etwas anfangen kann, was gefällt ihm nun am „Neuen“? Hevesi hat diese Frage nie zu einer umfassenden These ausformuliert, sich aber in zahlreichen theoretischen Exkursen innerhalb seiner Besprechungen dazu geäußert. Entgegen der „alten“ Kunst besteht das Neue, Moderne aus Nichtnachahmung und allem Urwüchsigen.³³ Als weiteres Kriterium erkennt Hevesi die Erfordernisse der Zeit. Wie im ersten Teil des Secessions-Mottos schreibt er: „Jede Zeit, die ihre eigene Kultur hatte, hatte auch eine moderne Kunst. Denn ‚modern‘ ist nichts anderes als – zeitgemäß.“³⁴ Besonders wichtig ist der „schöpferische Einfall. Der trockene

„Jede Zeit, die ihre eigene Kultur hatte, hatte auch eine moderne Kunst. Denn ‚modern‘ ist nichts anderes als – zeitgemäß.“

ne Realismus, diese richtige Philisterkunst des allezeit Handgreiflichen, hat gründlich abgewirtschaftet. Das war Kunst für ein stimmungsloses Publikum.“³⁵ Außerdem konstatiert Hevesi eine Erweiterung der Wahrnehmung:

*Man sieht heute weit mehr und mannigfaltiger, als man jemals gesehen. Man begeistert sich für Seiten der Erscheinung, die früher gar nicht beachtet wurden. Man ist virtuos geworden im Wahrnehmen von Unterschieden, selbst solchen, die wirklich bloß in der Eigenheit des Beschauers liegen. Überhaupt ist das Wollen an Stelle des Dürfens getreten.*³⁶

Diese erweiterte Welt will eingefangen werden:

*Der Hauptunterschied zwischen früherer und jetziger Kunst ist ja, daß früher die ganze Natur ateliermäßig Modell stand, jetzt aber lebendig vorbeiläuft. Hasche, wer haschen kann. Die Künstler haben flinkere Augen und Hände bekommen, und ein geradezu ungeheures Gedächtnis für Erscheinungen, die man mit Seapparaten älteren Systems kaum bemerkt hat. Gerade die Imponderabilien der sinnlichen Erscheinung sind der dankbarste Stoff, und ein wie unerschöpflicher, der modernen Malerei.*³⁷

Die Konsequenz daraus ist nicht bloß eine Erweiterung der Kunstinhalte um Themen aus dem realen Leben, sondern eine Neudefinition ästhetischer Werte:

Und welche Phantasie gehört dazu, das Darstellungsgebiet des eigentlichen Realismus so zu erweitern, daß ganze große Gebiete des modernen Lebens als Kunststoff erkannt wurden. Welche Umdeutung hat sie bewirkt, welche Umwertung der ästhetischen Begriffe, wie durch Hexenzauber (‚schön ist häßlich, häßlich schön‘), daß man heute in einem Kabinett voll Arbeiter-Statuetten

³¹ Ludwig Hevesi: *Ver Sacrum*. 15. Februar 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 9.

³² Ludwig Hevesi: *Die Wiener „Sezession“*. 27. März. 1897. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 2.

³³ „Die Skandinavier haben nämlich so viel wie gar keine alte Kunst und sind daher für das Moderne besonders empfänglich. Den Amerikanern geht es ungefähr ebenso. Solche Länder sind die Heimat der Nichtnachahmung und dort wird alles Urwüchsige zuerst geschätzt.“ *Ver Sacrum*, 10. Mai 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 36.

³⁴ Ludwig Hevesi: *Die erste Ausstellung der Vereinigung*

bildender Künstler Österreichs. In: *Ver Sacrum*, Mai 1898, auch in: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 39.

³⁵ Ludwig Hevesi: *Die erste Ausstellung der Vereinigung bildender Künstler Österreichs*. In: *Ver Sacrum*, Mai 1898, auch in: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 41.

³⁶ Ludwig Hevesi: *Die erste Ausstellung der Vereinigung bildender Künstler Österreichs*. In: *Ver Sacrum*, Mai 1898, auch in: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 41.

³⁷ Ludwig Hevesi: *Anders Zorn*. 18. November 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 75.

Constantin Meuniers steht, als stünde man in einem Antiken-Kabinett.³⁸

Im Geiste von Adolf Loos argumentiert Hevesi:

Dem Zweck zu dienen, aus dem Material heraus, im Sinne der Zeit: das sind die drei gegebenen Elemente, mit denen der Moderne je nach Grade seines Talents wirtschaftet.³⁹

und wiederholt sein Dogma: „Ein Rezept gibt es nicht“.⁴⁰ Alles in allem stimmt Hevesi damit sehr wohl überein mit Kriterien, die in der westeuropäischen Kunst im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gefolge von Realismus und Impressionismus als Kennzeichen des Modernen und Unakademischen entwickelt worden sind.

Das ist also die Theorie. Betrachtet man Hevesis Äußerungen, was ihm an Kunstwerken gefällt, ergibt sich ein etwas anderes Bild. Hier dominieren recht herkömmliche Werte den Kunstbegriff. Kunst sei „ja die herrlichste Naturkraft!“, erfahren wir anlässlich eines Textes über Max Klinger.⁴¹ Im folgenden Jahr empfindet er einen Saal der Secession, in dem Klingers Monumentalgemälde „Christus im Olymp“ gezeigt wird, als „weltlichen Tempel voll tiefster Menschenwerke“, und spürt einen „große[n], weihvolle[n] Ernst in dieser ganzen Luft.“⁴² Am Werk des belgischen Bildhauers George Minne überzeugt Hevesi, der dessen Vorliebe für sehr schmale Jünglingsfiguren nicht teilt, dennoch „eine starke künstlerische Empfindung [...], die sich eigene Formen gesucht und diese in ein (hoffentlich vorläufiges) System gebracht hat“.⁴³ Was ihn immer wieder begeistert und von ihm im Falle eines Mangels auch eingefordert wird, ist eine „Innigkeit der Stimmung“⁴⁴, wie er sie beispielsweise in einer Landschaft von Bernatzik verwirklicht sieht. Darüber hinaus schwärmt er von der „feinen Luftlyrik“ und vom „Unausgesproche-

nen“, „was dann den Eindruck des Unausprechlichen macht.“⁴⁵ Alle diese Kriterien zusammen genommen, ergeben eine in der Nachfolge der deutschen Romantik stehende und somit eigentlich konservative Kunstauffassung. Wen wundert es da, dass Hevesi gewisse akademische Werte sehr wohl zu schätzen weiß: „Seine Kenntnis des Körpers ist außerordentlich“, schrieb er über Rodin.⁴⁶ Sätze wie „Das Gesicht in meisterlicher Verkürzung gesehen, der eine Arm auch“⁴⁷ oder „Die delikate Anatomie dieses Rückens [von Madame Gautereau im Bild von Antonio de la Gandara], die Linie der Arme und des Profils mit seinen rassevoll geblähten Nüstern, die Plastik der Taille unter der anschniegsamen Seide, das ist bestes Pariser Können“⁴⁸ zeigen deutlich, worauf es nicht nur den „Philistern“, sondern auch Hevesi ankam. Interessanterweise – und das spricht sehr für Hevesis Flexibilität und Toleranz – hinderte ihn seine eigene, trotz aller Begeisterung für das Neue vorhandene, zumindest latent konservative Einstellung nicht, zum Beispiel den Pointillismus als malerische Technik gutzuheißen:

Eine Technik, mit der man das machen kann, darf sich neben jede andere stellen, ja man darf sagen, daß keine andere diesen spezifischen Eindruck von Atomleben, vom mechanischen Untergrund der Erscheinungen geben könnte. Es ist ein unverstieglisches, unaufhörliches Wimmeln im Kleinsten, das aber in der rechten Entfernung nicht mehr gesehen, sondern nur noch gefühlt wird.⁴⁹

Es gelingt ihm nämlich, die formalen Errungenschaften des Divisionismus in sein romantisches Kunstkonzept zu übernehmen. Dasselbe geschieht mit Klimts „Philosophie“:

Klimts ‚Philosophie‘ ist eine großartige Vision, in der eine, man kann schon sagen, kosmische Phantasie schaltet. Man sieht der ganzen Szene

³⁸ Ludwig Hevesi: *Die erste Ausstellung der Vereinigung bildender Künstler Österreichs*. In: *Ver Sacrum*, Mai 1898, auch in: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 41.

³⁹ Ludwig Hevesi: *Bemerkungen über die Jubiläumsausstellung*. 25. Mai 1998. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 45.

⁴⁰ Ludwig Hevesi: *Bemerkungen über die Jubiläumsausstellung*. 25. Mai 1998. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 45.

⁴¹ Ludwig Hevesi: *Neues von Max Klinger*. 23. April 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 25.

⁴² Ludwig Hevesi: *Die Ausstellung der Sezession*. 12. Januar 1899. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 101.

⁴³ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession*. 24. November 1900. In:

Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 294.

⁴⁴ Ludwig Hevesi: *Die Ausstellung der Sezession*. 25. März 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 17.

⁴⁵ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession*. 8. Dezember 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 91.

⁴⁶ Ludwig Hevesi: *Moderne Plastik*. 7. April 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 18.

⁴⁷ Ludwig Hevesi: *Neues von Max Klinger*. 23. April 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 25.

⁴⁸ Ludwig Hevesi: *Aus der Sezession*. 8. Dezember 1898. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 96.

⁴⁹ Ludwig Hevesi: *Théo van Rysselberghe*. 13. Januar 1899. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 104.

noch das Chaos an, aus dem sie sich losgerungen hat, oder vielmehr immerfort losringt, als ewig fließendes, ununterbrochen zu Formen gerinnendes und wieder zerrinnendes Leben. Wir sehen ein Stück Weltraum voll rätselhafter Gärung, einer Bewegung, deren Rhythmus sich nur erraten läßt. Auch die Formen hüllen sich in eine mystische Undeutlichkeit, die das Auge farbig benebelt. Der Maler muß dieses Geheimnis soweit als möglich rein malerisch behandeln. [...] Aber dieses ganze Chaos ist eine Symphonie, deren Farben der Künstler ganz aus seiner sensitiven Seele heraus mischt. Er phantasiert uns eine Farbenharmonie vor, in deren eigentümlichen Feinheiten sich das Auge verträumt und verliert. [...] Es ist das Rätsel, das Bild des Welträtsels, eine Anspielung darauf. Und an diesem Schweigenden, Verhüllten vorbei schwebt von oben herab ein heller Strom von Leben.⁵⁰

Wüsste man nicht, wie dieses bekannte, leider zerstörte Werk Klimts aussah, man wäre versucht sich aufgrund dieser Analyse etwas Ähnliches wie Philipp Otto Runge's „Morgen“ vorzustellen oder ein Bild in der Nachfolge von Caspar David Friedrich.

Humor als Methode

Gänzlich zu bewundern ist unter diesen Voraussetzungen Hevesi's 1908 formuliertes Urteil über den jungen Oskar Kokoschka:

Auch an einem ‚wildem Kabinett‘ fehlt es nicht. Der Oberwildling heißt Kokoschka und man

verspricht sich viel von ihm in der Wiener Werkstätte. Diese hat auch ein Märchenbuch von ihm herausgegeben, aber nicht für Philisterkinder. Kokoschka ist ein hübscher junger Mann und begabter Schwärmenöter [sic]; für seine drei wandgroßen Skizzen zu Gobelins für ein Tanzzimmer wird er in der Luft zerrissen werden, aber das wird ihm und der Luft gut tun. Auch eine Plastik hat er da, die nicht für die Moderne Galerie angekauft werden wird. Ein Erstlings- und Letztlingswerk, wie er überhaupt sein jetziges ‚Stadium‘ eigentlich schon überwunden hat.⁵¹

Diese Kritik klingt spröde, enthüllt aber die besten Seiten ihres Autors. Da Hevesi das Neue bejaht, steht er Kokoschka grundsätzlich mit Interesse gegenüber, auch wenn er offensichtlich nicht begeistert ist. Er findet aus Prinzip gut, dass die verhassten „Philisterkinder“ keine Freude an dessen Märchenbuch⁵² haben werden. Die bereits vor sich gegangene Veränderung in Kokoschkas Werk weg vom Jugendstil und hin zum Expressionismus hat er sehr wohl bemerkt. Hevesi kennt natürlich das Wiener Publikum und prophezeit Kokoschka dessen aggressive Reaktionen. Seine Kalauer mit dem Oberwildling und der Luft wie auch der humorvolle, leicht ironische Tonfall lassen eine augenzwinkernde Distanz entstehen, die es ihm ermöglicht, sich selbst und sein Unverständnis dieses Neuen aus dem Text heraus zu halten. Der Humor ermöglicht ihm ein Paradox, nämlich eine Kritik zu pointieren, ohne sich ganz festzulegen. Denn Hevesi wusste immer, wenn etwas gut war. Er wusste nur nicht immer genau, warum.

Andrea WINKLBAUER (1965)

Geb. in Wien, Studium der Kunstgeschichte. Junior Editor der Internetkunstzeitung www.artmagazine.cc. Tätigkeit als Kunst- und Filmkritikerin. Zahlreiche Publikationen über Kunst- und Kulturgeschichte in Ausstellungskatalogen, Zeitschriften und Tageszeitungen. Kuratorin für Kommunikation und Vermittlung im Jüdischen Museum der Stadt Wien. Freie Kuratorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Ausstellungsprojekten, u.a. für das Kunstforum Wien und die Kunsthalle Krems.

⁵⁰ Ludwig Hevesi: Sezession. *Frühjahrsausstellung*. 8. März 1900. In: Hevesi, *Acht Jahre Sezession*, 233–34.

⁵¹ Ludwig Hevesi: *Kunstschau 1908*. 31. Mai 1908.

In: Hevesi, *Altkunst – Neukunst*, 313.

⁵² Oskar Kokoschka: „Die träumenden Knaben“, Wien 1908.

Nischen und Chancen – Jüdische Journalistinnen in der österreichischen Tagespresse vor 1938

Dieter J. Hecht

„Ich wünschte, dass die Frau in der allgemeinen politischen Presse mehr in Erscheinung träte, als es heute der Fall ist.“¹

Dieser Wunsch (eines Mannes) aus dem Jahr 1931 spiegelt den langjährigen Kampf von Journalistinnen um ihre Position in einem von Männern dominierten Beruf wider. Frauen haben zwar eine lange Tradition im Journalismus, ihre Arbeit wurde jedoch häufig eingeschränkt, nicht beachtet, verdrängt und vergessen.² Ganz besonders gilt das für jüdische Journalistinnen, die als Frauen und Jüdinnen nicht nur mit Antifeminismus sondern auch mit Antisemitismus konfrontiert wurden. Viele jüdische Journalistinnen wurden während der Shoa ermordet. Abgesehen von einigen Einzeldarstellungen blieb ihr Leben und Wirken auch in der rezenten wissenschaftlichen (Frauen-) Forschung weitgehend unbeachtet. Das, obwohl jüdische Frauengeschichte zunehmend auf Interesse stößt und viele der in der Literatur behandelten jüdischen Frauen zumindest nebenberuflich als Journalistinnen und Schriftstellerinnen tätig waren. Gesamtdarstellungen über jüdische Journalistinnen in der Tagespresse, in Periodika und Frauenzeitschriften bleiben ein Desideratum. Über ihre männlichen Kollegen und jüdische Zeitungen bzw. Zeitschriften liegen hingegen bereits zahlreiche Publikationen vor.

Der Beruf des Journalisten hatte für nichtjüdische und jüdische Männer Ende des 18. bzw. zu Beginn des 19. Jahrhunderts emanzipatorische Bedeutung. Jüdische Männer konnten sich

während des Vormärz und der Revolution von 1848 als Journalisten etablieren.³ Wie für die Männer bot der Journalismus zeitverzögert auch für nichtjüdische und jüdische Frauen emanzipatorische Möglichkeiten. Ein Überblick über die große Zahl schreibender (jüdischer) Frauen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts findet sich in Sophie Pataky's *Lexikon deutscher Frauen der Feder* (1898).⁴ Zu Berufsjournalistinnen können jedoch nur wenige der erwähnten Frauen gerechnet werden. Die meisten schrieben nebenberuflich für Zeitungen und Zeitschriften. Bis 1900 stieg die Zahl der Journalistinnen im Zuge der Etablierung einer differenzierteren Zeitungslandschaft, vor allem von Frauenzeitschriften, langsam an.⁵ Der Großteil dieser Journalistinnen stammte aus der Frauenbewegung, wobei Frauen aus bürgerlichem Milieu, die zumeist über einen höheren Bildungsgrad verfügten, häufig auch als Schriftstellerinnen arbeiteten.

Die dominierenden Frauenthemen waren Familie, Erziehung, Hauswirtschaft, Gesellschaft, Mode, Unterhaltung, Kultur und Soziales. Viele Frauen engagierten sich aktiv im Sozialbereich und verarbeiteten ihre Arbeit und Erfahrungen in Fachbüchern und Zeitungsartikeln. Die Themen Sozialarbeit und alles, was zur Familie zählte, galten als die Domäne der Frau schlechthin, weshalb Frauen darüber für Frauen und für Männer schreiben konnten. Über andere, etwa politische

¹ Fritz Hausjell: *Die Journalistinnen. Urteil von Zeitgenossen*. In: *Medien & Zeit* 1/1987, 25.

² Elisabeth Klaus: *Auf der Suche nach den frühen Journalistinnen. Biographische Notizen*. In: Romy Fröhlich (Hrsg.): *Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht*. Bochum 1992, 57.

³ Eine umfangreiche Liste jüdischer JournalistInnen in Österreich findet sich im *Jüdischen Lexikon*. Als einzige Frau wird Alice Schalek erwähnt. *Jüdisches Lexikon*, Bd. III, Berlin 1929, 371-375; Wolfgang Duchkowitsch: „Aber ich vergesse darüber keine Tränen“. Journalisten, Kultur- und Gesellschaftskritiker jüdischer Herkunft von der Aufklärung über die Revolution zur Resignation. In:

Österreichisch-jüdisches-Geistes- und Kulturleben. Bd. 2. Wien 1988, 67-71; Vgl. dazu auch Gerda Barth: *Der Beitrag der Juden zur Entfaltung des Pressewesens in Wien zwischen 1848 und dem ersten Weltkrieg*. In: Klaus Lohrmann (Hrsg.): *1000 Jahre österreichisches Judentum*. Eisenstadt 1982, 152-160; Meir Faerber: *Österreichische Juden – Historische Streiflichter*. Klagenfurt 1996, 26-34.

⁴ Sophie Pataky (Hrsg.): *Lexikon deutscher Frauen der Feder*. 2 Bde., Berlin 1898.

⁵ Hedwig Derka: *Zur Berufsgeschichte österreichischer Tageszeitungsjournalistinnen: Arbeitsweisen, Berufsbilder und Arbeitssituation im historischen Wandel*. Diss. Wien 1995, 121f.

Fragen, schrieben Frauen hauptsächlich für Frauen und nur selten für ein männliches Publikum. Frauen erfüllten nicht nur als Journalistinnen in der Presse eine wichtige Rolle sondern zunehmend auch als Leserinnen. Die mediale Einbindung der Frauen erfolgte, abgesehen von der Presse der Frauenbewegung, überwiegend in einem von Männern geprägten, paternalistischen Diskurs. Dazu diente auch die Einführung von eigenen Frauenbeilagen innerhalb der Tagespresse, durch welche die Ghettoisierung von Frauen und Frauenbelangen festgeschrieben wurde. In den zwanziger Jahren hatten die meisten österreichischen Tageszeitungen eigene Frauenbeilagen, die ein- bis zweimal pro Woche erschienen. In diesem Rahmen schrieben meistens Frauen.⁶

Zu den ersten jüdischen Journalistinnen gehörte Betty Paoli (1814-1894), die ab 1848 regelmäßig in verschiedenen Zeitungen schrieb. Besondere Bedeutung erlangten ihre Feuilletons in der *Neuen Freien Presse* im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.⁷ Journalistinnen in der Tagespresse, d.h. Frauen die für Männer und Frauen schrieben, blieben aber bis ins 20. Jahrhundert eine Ausnahme. Für jüdische Frauen seien hier Alice Schalek (1874-1956), Elsa Tauber (1884-1941 vermisst) und Marianne Pollak (1891-1963) als Beispiele genannt.⁸ Die Mehrheit der jüdischen Journalistinnen konnte bis ins erste Drittel des 20. Jahrhunderts nur in jüdi-

schen und nichtjüdischen Frauenzeitingen bzw. über frauenspezifische Themen in der jüdischen und nichtjüdischen Presse schreiben, wie z.B. Regine Ulmann (1847-1939), Rosa Feigenbaum (1853-1912) und Henriette Herzfelder (1865-1927).⁹

Genaue Zahlen über jüdische wie auch nichtjüdische Journalistinnen lassen sich aufgrund fehlender Studien nicht angeben. Doch kann anhand der im Rahmen dieses Aufsatzes verwendeten Literatur und Quellen auf eine führende Rolle jüdischer Frauen unter Journalistinnen in den verschiedenen Medienbereichen Österreichs geschlossen werden. Diese relative Präsenz jüdischer Journalistinnen darf aber über die Marginalität von Frauen im Journalismus nicht hinwegtäuschen. Eine Erhebung Mitte der zwanziger Jahre gibt für Wien einen Journalistinnenanteil von rund drei Prozent an, wobei die Mehrheit über keine fixe Anstellung verfügte.¹⁰ In den Bundesländern dürfte der Frauenanteil noch geringer gewesen sein. Im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes stehen aber weniger Zahlen, sondern Entwicklungen, Kontinuitäten und Brüche in der Arbeit von jüdischen Journalistinnen im Mittelpunkt der Betrachtung. Als Ausgangspunkt dienen hier vor allem Fragen zu jüdischer Frauenidentität im Spannungsfeld zwischen Tradition, Assimilation und Zionismus, zu Frauenräumen in der (Tages-) Presse, zu Themen jüdischer Journalistinnen und ihrem Zielpublikum. Diesen Fragen soll anhand der Tätigkeit von zwei Journalistinnen nachgegangen werden, die für so

Die mediale Einbindung der Frauen erfolgte überwiegend in einem von Männern geprägten, paternalistischen Diskurs.

⁶ Vgl. dazu Dieter J. Hecht: *Anitta Müller-Cohen (1890-1962) Sozialarbeiterin, Feministin, Politikerin, Zionistin und Journalistin. Ein Beitrag zur jüdischen Frauengeschichte in Österreich 1914-1929*. Diss., Wien 2002, 372-374; Angelika Czypin: *Das Schreiben der Frauen. Wiener Tageszeitungsjournalistinnen in der Ersten Republik und die Geschichte ihrer Vorgängerinnen*. Dipl.Arbb., Wien 1996, 159.

⁷ Eigentlich hieß sie Elisabeth Barbara Glück. Hildegard Kernmayer: *Judentum im Wiener Feuilleton (1848-1903)*. Tübingen 1998, 165-175; Vgl. auch Karin Wozonig: *Die Literatin Betty Paoli. Weibliche Mobilität im 19. Jahrhundert*. Wien 1999.

⁸ Alice Schalek war Feuilleton-Redakteurin der *Neuen Freien Presse* und Kriegsberichterstatteurin im Ersten Weltkrieg. Elsa Tauber war Redakteurin des *Neuen Wiener Journals*. Marianne Pollak war Redakteurin des *Kleinen Blatts*. Patricia Steines/Dorit Weinstein: *Lea, Sara, Rebecca. Lebensbilder jüdischer Frauen aus den letzten 400 Jahren*. In: Eva Geber/Sonja Rotter/Marietta Schneider (Hrsg.): *Die Frauen Wiens*. Wien 1992, 325f; Wolfgang Langenbacher/Hannes Haas/Fritz Hausjell (Hrsg.): *Sensationen des Alltags. Meisterwerke des österreichischen Journalismus*. Wien 1992, 415f; Eine Liste von (nicht-

jüdischen und jüdischen) Journalistinnen in Wien um 1900 in der Frauenpresse findet sich bei Eva Klingenstein: *Die Frau mit Eigenschaften. Literatur und Geschlecht in der Wiener Frauenpresse um 1900*. Wien 1997, 105-113; Eine Liste von Journalistinnen in Wien aus der Zwischenkriegszeit findet sich bei Czypin, *Das Schreiben der Frauen*, 162-166.

⁹ Vgl. Elisabeth Malleier: *Jüdische Frauen in der Wiener bürgerlichen Frauenbewegung 1890-1938*. Forschungsbericht, Wien 2001, 38-42; Alison Rose: *The Jewish Woman as „Other“. The Development of Stereotypes in Vienna 1890-1914*. Diss. Jerusalem 1997, 245-260, 403-414. Angelika Montel: *Herzls Maitresse. Zur Gründung der „Welt“*. In: Joanna Nittenberg (Hrsg.): *Wandlungen und Brüche. Von Herzls „Welt“ zur „Illustrierten Neuen Welt“ 1897-1997*. Wien 1997, 49-51; Mark Gelber: *Melancholy Pride. Nation, Race, and Gender in the German Literature of Cultural Zionism*. Tübingen 2000, 162f; Paula Hyman: *Gender and Assimilation in Modern Jewish History. The Roles and Representation of Women*. Seattle/London 1995, 84-86.

¹⁰ Derka, *Zur Berufsgeschichte österreichischer Tageszeitungsjournalistinnen*, 137f.

unterschiedliche Zeitungen wie die *Arbeiter-Zeitung* (AZ) und die *Wiener Morgenzeitung* (WMZ) schrieben.

Zwischen *Arbeiter-Zeitung* und *Wiener Morgenzeitung*

Exemplarisch für jüdische Journalistinnen in Österreich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird hier die Arbeit von Klara Mautner-Mannheim (1879-1959) und Anitta Müller-Cohen (1890-1962) analysiert. Diese beiden Frauen, die viele Gemeinsamkeiten aber auch Gegensätze aufwiesen, kamen aus bürgerlichen Familien, erhielten eine höhere schulische Ausbildung und absolvierten den Lehrerinnenbildungskurs. Sie waren sozial engagiert und verkörperten den modernen (bürgerlichen) Idealtypus einer Frau – verheiratet, sozial engagiert und „familienverträglich“ berufstätig. Als Journalistinnen begannen beide im Alter von Mitte Zwanzig zu arbeiten. Von diesen Milieugemeinsamkeiten ausgehend entwickelten sich beide aber in unterschiedliche ideologische und politische Richtungen. Klara Mautner-Mannheim schrieb in erster Linie für die *Arbeiter-Zeitung*, Anitta Müller-Cohen für die bürgerliche, jüdischnational-zionistische *Wiener Morgenzeitung*. Leben und Wirken von beiden können als mögliche Paradigmen für die Arbeit jüdischer Journalistinnen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts dienen.

Klara Mautner-Mannheim (1879-1959)

Klara Mautner-Mannheim (geb. Mautner) wurde am 20.3.1879 in Wien geboren und wuchs in einem bürgerlich-assimilierten Elternhaus auf. Sie absolvierte die Bürgerschule und das Konservatorium für Musik und darstellende Kunst in Wien für das Fach Klavier sowie den zweijährigen Lehrerinnenbildungskurs des Konservatoriums. Ab 1900 arbeitete sie als Klavierlehrerin und interessierte sich zunehmend für die bürgerliche Frauenbewegung im Rahmen des Allgemeinen Öster-

reichischen Frauenvereins (AÖF). 1907 heiratete sie den Arzt Jakob Mannheim, die Ehe blieb kinderlos. Beide übersiedelten zunächst nach Triest. Während des Ersten Weltkrieges kehrte Klara Mautner-Mannheim nach Wien zurück, wo sie als Klavierlehrerin und Journalistin arbeitete und sich zunehmend mit der Sozialdemokratie identifizierte. In den Kriegsjahren besuchte sie ihren Mann mehrmals in verschiedenen Teilen der Monarchie. Reisen blieben ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Nach dem „Anschluss“ lebte das Ehepaar unter schwierigsten Bedingungen noch über ein Jahr in Wien. Erst im Juni 1939 konnten sie nach Großbritannien flüchten, wo sie in Nottingham lebten. Klara Mautner-Mannheim arbeitete in einer Kleiderfabrik, da sie während des Krieges nicht als Journalistin tätig sein konnte. Erst nach Kriegsende (1947) begann sie noch aus Großbritannien, wieder für die *Arbeiter-Zeitung* zu schreiben. Im Juli 1949 kehrte sie nach Wien zurück, wo sie ihre journalistische Tätigkeit fortsetzte. Klara Mautner-Mannheim starb am 22.10.1959 in Wien.¹¹

Der Journalismus diente Klara Mautner-Mannheim lebenslang als wichtiges Ausdrucksmittel. Sie arbeitete als unabhängige Journalistin wie viele ihrer Kolleginnen, z.B. Else Feldmann (1884-1942 Sobibor), über ideologische Grenzen hinweg für die verschiedensten nichtjüdischen und jüdischen Zeitungen und Zeitschriften sowie für Frauenzeitschriften. Zu ihren „Stamtblättern“ zählten ideologisch sehr divergierende Zeitungen, wie z.B. die *Arbeiter-Zeitung*, das *Neue Wiener Journal*, das *Neue Wiener Tagblatt*, die *Neue Freie Presse*, die *Wiener Morgenzeitung*, die *Arbeiterinnenzeitung* und *Neues Frauenleben*.¹² Klara Mautner-Mannheim verstand sich trotz ihrer umfangreichen journalistischen Tätigkeit bemerkenswerter Weise nicht als Journalistin sondern eher als nebenberuflich schreibende Frau. Als Berufsbezeichnung gab sie zeitlebens „Arztensgattin“ an.¹³ Dennoch trat sie als Journalistin selbstbewusst auf und zeichnete ihre Artikel im Unterschied zu vielen Frauen, die damals unter einem Pseudonym schrieben, stets mit ihrem Mädchennamen. Ihre journalistischen

¹¹ Zur Biographie von Klara Mautner-Mannheim vgl. Ingrid Haunold: *Die österreichische Journalistin Klara Mautner (1879-1959). Ein Beitrag zu ihrer Biographie sowie eine Themenanalyse ihrer journalistischen Leistungen in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ (1915-1933 und 1947-1959)*. Dipl.Arb., Wien 1992, 25-72; Langenbacher/Haas/Hausjell, *Sensationen des Alltags*, 413f; Für Hinweise auf die Arbeit von Klara Mautner-Mannheim möchte ich

mich bei Evelyn Adunka und Theodor Venus bedanken.

¹² Haunold, *Die österreichische Journalistin Klara Mautner*, 74-78. Zu Else Feldmann vgl. Helga Mayer: *Else Feldmann – Journalistin und Schriftstellerin (1884-1942)*. Dipl.Arb., Wien 1992.

¹³ Haunold, *Die österreichische Journalistin Klara Mautner*, 79.

Themenschwerpunkte waren Sozialreportagen, Kultur und Familie. Da diese Themen als Domäne der Frau schlechthin galten, konnte sie darüber für Frauen und Männer schreiben. Die Mehrheit ihrer Artikel publizierte sie in der österreichischen Tagespresse.

Ihre journalistische Karriere begann Klara Mautner-Mannheim im Alter von 26 Jahren in einer Frauenzeitung, dem *Neuen Frauenleben*, der Zeitung des AÖF. Im März 1905 schrieb sie eine kritische Rezension über Hulda Garborgs (1862-1934) Buch *Das Weib vom Manne erschaffen*, das eine diffuse Antwort auf Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter* darstellte.¹⁴ Für das *Neue Frauenleben* schrieb sie weitere kritische Buchrezensionen, vor allem über die Frauenfrage und etablierte sich damit als Journalistin zu den Themen Frauen- und Sozialfragen sowie Kultur. Durch ihre Hochzeit und ihre Übersiedlung nach Triest kam es zu einer kurzen Unterbrechung, die im Jänner 1909 mit einem Nachruf auf Ilse Frapan-Akunian (1848-1908) im *Neuen Frauenleben* endete.¹⁵ Im Anschluss daran versuchte Klara Mautner-Mannheim auch in der bürgerlichen Tagespresse, nämlich der *Neuen Freien Presse*, mit einer Buchrezension zu reüssieren.¹⁶

Bis zu diesem Zeitpunkt schrieb sie in bürgerlich orientierten Medien. Die Zahl ihrer nachgewiesenen Artikel, vier in den ersten Jahren, entsprach dem Quantum vieler anderer schreibenden Frauen aus dem Bürgertum. Klara Mautner-Mannheim dürfte aber sehr rasch mit Inhalt und Umfang ihrer Artikel nicht mehr zufrieden gewesen sein. Ab Mai 1909 schrieb sie nämlich auch für die *Arbeiterinnenzeitung*, die zwischen 1892 und 1924 als Frauen- und Mädchenorgan der Sozialdemokratie erschien. Ihre beiden ersten Artikel beschäftigten sich mit Leben und Ausbildung von Frauen.¹⁷ Damit hatte Klara Mautner-Mannheim auch die Basis für ihre journalistische Tätigkeit in der *Arbeiter-Zeitung* geschaffen, die zu ihrem „publizistischen Haus“ avancierte.

Sie vollzog so einen ähnlichen Wechsel wie Therese Schlesinger-Eckstein (1863-1940) einige Jahre zuvor. Beide gehörten zunächst dem mit der Sozialdemokratie sympathisierenden Teil des AÖF an, traten dann der sozialdemokratischen Partei bei und schrieben für die *AZ*,¹⁸ die von 1889 bis zum Verbot am 12.2.1934 eine der auflagenstärksten Tageszeitungen Österreichs war.¹⁹ In diesem Zeitraum schrieben 76 Frauen in der *AZ*, darunter auch viele jüdische Frauen. Klara Mautner-Mannheim publizierte nachweislich 63 Artikel.²⁰

Ab September 1915 verfasste Klara Mautner-Mannheim regelmäßig Artikel für die *AZ*. In inhaltlicher Hinsicht setzte sie bei ihren Beiträgen in der *Arbeiterinnenzeitung* fort, d.h. als Themenschwerpunkte fungierten weiter Frauen-, Kinder- und Sozialbelange. Die ersten Artikel behandelten die Ausbildung von Kindern in öffentlichen Schulen, wobei sie besonders das Verhalten des Bürgertums kritisierte, die ihre Kinder den öffentlichen Schulen entzogen und damit die Klassengegensätze verschärften. Mit dem Untertitel dieser Artikel – „Mahnruf einer bürgerlichen Frau“ – verdeutlichte sie nicht nur ihre eigene Herkunft sondern verstärkte die Kritik am Bürgertum.²¹ Besondere Aufmerksamkeit widmete Klara Mautner-Mannheim dem Elend der ArbeiterInnen und sozialen Randgruppen, wie z.B. Prostituierten. Berichte über die Kriegs- und Nachkriegsnot der Bevölkerung waren ein zentrales Thema in allen zeitgenössischen Publikationen. Trotz Konzentration auf unterschiedliche Milieus wiesen die Schilderungen häufig große Ähnlichkeiten auf. Klara Mautner-Mannheims Artikel über das ArbeiterInnenelend in Ottakring erinnert beispielsweise sehr stark an Berichte über jüdisches Elend in Wien, die von Anitta Müller-Cohen im Rahmen des Jüdischen Nationalrates für Deutsch-Österreich in Auftrag gegeben wurden. Es scheinen dabei lediglich die Begriffe „Arbeiter“ und „Juden“ ausgewechselt worden zu sein.²²

¹⁴ *Neues Frauenleben*, 17. Jg. (1905), Nr. 3, 15-17. *Das Weib vom Manne erschaffen* erschien 1904 auf Norwegisch. Zur Wiener Frauenpresse um 1900 vgl. Klingenstein, *Die Frau mit Eigenschaften*, für das *Neue Frauenleben*, 36-43.

¹⁵ Ihr zweiter Beitrag war über das Buch *Das Fräulein* von Alice Schalek. *Neues Frauenleben*, 17. Jg. (1905), Nr. 9, 17f.; Der dritte Beitrag war über *Das Buch der Abenteuer* von Hans Müller. *Neues Frauenleben*, 18. Jg. (1906), Nr. 1, 22f.; *Neues Frauenleben*, 21. Jg. (1909) Nr. 1, 22-24.

¹⁶ In der *Neuen Freien Presse* erschien ihre Rezension über *Hans Jäckels erstes Liebesjahr* von Franz Nabl (1883-1974). *Neue Freie Presse*, 21.2.1909, 36f.

¹⁷ *Arbeiterinnenzeitung*, 25.5.1909, 1-4; 10.5.1910, 3f.; Zur Geschichte der *Arbeiterinnenzeitung* vgl. Klingenstein, *Die Frau mit Eigenschaften*, 43-48.

¹⁸ Harriet Anderson: *Utopian Feminism. Women's Movements in fin-de-siècle Vienna*. London 1992, 87-89.

¹⁹ Peter Pelinka/Manfred Scheuch: *100 Jahre AZ*. Wien 1989, 13.

²⁰ Haunold, *Die österreichische Journalistin Klara Mautner*, 78; Vgl. dazu Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung (Hrsg.): *Arbeiter-Zeitung 1889-1934*, Wien 1983.

²¹ *Arbeiter-Zeitung (AZ)*, 6.9.1915, Wien, 6f.

²² *AZ*, 11.1.1920, 7; Bruno Frei: *Jüdisches Elend in Wien*. Wien/Berlin 1920, 67-93.

Die umfangreichen Berichte über die Not der Bevölkerung und diverse Hilfsmaßnahmen bzw. Hilfsorganisationen geben Einblick in ein Netzwerk jüdischer Frauen, von Sozialarbeiterinnen und Journalistinnen sowie deren Interaktion. Klara Mautner-Mannheim lernte Anitta Müller-Cohen spätestens mit Kriegsende als Sozialarbeiterin und auch als Journalistin kennen, als sie im April 1919 einen Artikel über ein Prostituiertenheim am Wiener Stadtrand schrieb, das von Anitta Müller-Cohen unterstützt wurde.²³ In den folgenden Jahren blieb der Kontakt zwischen den beiden Frauen aufrecht, wie weitere Artikel von Klara Mautner-Mannheim über die Arbeit von Anitta Müller-Cohen sowie ihre gemeinsame Tätigkeit für die *Wiener Morgenzeitung* belegen. Bis 1922 erschienen regelmäßig Beiträge von Klara Mautner-Mannheim in der *Arbeiter-Zeitung*. Gleichzeitig arbeitete sie auch als Übersetzerin von Märchen aus dem Norwegischen, die 1922 in Wien erschienen.²⁴ Zwischen 1922 und 1927 publizierte sie nur zwei Artikel in der *AZ*. Erst ab 1928 schrieb sie wieder regelmäßig zu ihren gewohnten Themen für die *AZ*. Ihr letzter Artikel erschien am 22.12.1933.²⁵

Während der rund 5-jährigen Schreibpause in der *AZ* publizierte Klara Mautner-Mannheim jedoch regelmäßig in der *Wiener Morgenzeitung*, die zwischen 1919 und 1927 als einzige deutschsprachige, jüdische (national-zionistische) Tageszeitung in Wien erschien.²⁶ Ihre Artikel für die *WMZ* stellen eine bemerkenswerte und zugleich radikale Veränderung dar. Als Sozialdemokratin schrieb sie für eine bürgerliche, jüdischnational-zionistische Zeitung, deren Weltanschauung jener der *AZ* diametral entgegengesetzt war. Die Gründe für ihren Wechsel könnten sowohl in einer verstärkten Auseinandersetzung mit ihrer jüdischen Identität als auch in Zwistigkeiten mit der *AZ* zu suchen sein. Da sie keine politisch-wirtschaftlichen Artikel verfasste, war der Wechsel jedoch möglich. In der *WMZ* waren ihre Themenschwerpunkte abermals Sozialreportagen und Kultur. So zählte zu einem ihrer ersten Arti-

kel in der *WMZ* ein Beitrag über Pogromwaisen aus Osteuropa im Kinderheim von Anitta Müller-Cohen.²⁷

Mit dem Wechsel zur *WMZ* musste sich Klara Mautner-Mannheim an den Stil und die anderen Inhalte der Zeitung anpassen. Während bei ihren Artikeln in der *AZ* Begriffe wie „Judentum“ oder „jüdisch“ fehlten, waren diese von Seiten der *WMZ* erwünscht und Klara Mautner-Mannheim kam diesen Anforderungen hin und wieder nach. Beim Großteil ihrer Artikel behielt sie aber allgemeine Formulierungen bei. Einen interessanten Balanceakt zwischen den Anforderungen einer jüdischen, bürgerlich orientierten Zeitung und ihrer sozialdemokratischen Orientierung stellen ihre Beiträge über öffentliche und private Fürsorge dar. Sie trat für die Verbesserung der öffentlichen Fürsorge ein, gleichzeitig räumte sie der privaten Fürsorge einen wichtigen Platz in jenen Bereichen ein, wo die öffentliche nicht ausreichte oder existierte.²⁸ Die meisten Artikel für die *WMZ* schrieb Klara Mautner-Mannheim in den Jahren 1924 und 1925.²⁹ Ab 1926 gehen ihre Beiträge stark zurück. Einer der Hauptgründe dürfte eine längere Reise nach Spanien gewesen sein.³⁰

Im September 1927 wurde die *Wiener Morgenzeitung* eingestellt. Mit der Einstellung der *WMZ*, besonders aber mit dem Verbot der *AZ* wurde Klara Mautner-Mannheim ihrer Hauptmedien beraubt. Als Alternativen boten sich ihr während des „Ständestaates“ wieder bürgerlich-orientierte Tageszeitungen, wie z.B. die *Neue Freie Presse* und das *Neue Wiener Tagblatt*, an. In ideologischer Hinsicht muss dieser Wechsel wohl in Parallele zu jenem von der *AZ* zur *WMZ* gesehen werden. Erstaunlich bleibt, dass sie trotz ihrer langjährigen Tätigkeit für die *AZ* und ihrer Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei weiter publizieren konnte.³¹ Der Vorteil für Klara Mautner-Mannheim lag wieder in ihren Themenschwerpunkten Sozialreportagen und Kultur, die unpolitisch gestaltet werden konnten. Ihre Fähigkeit,

²³ *AZ*, 6.4.1919, 7f; Ein Bericht über dieses Prostituiertenheim erschien auch in der *Wiener Morgenzeitung (WMZ)*, 10.4.1919, 4.

²⁴ Klara Mautner: *Märchen von Fjord und Fjell*. Leipzig/Wien 1922.

²⁵ Haunold, *Die österreichische Journalistin Klara Mautner*, 51, 54.

²⁶ Dieter J. Mühl: *Die Wiener Morgenzeitung und Robert Stricker. Jüdischnational-zionistischer Journalismus in Wien*. In: Michael Nagel (Hrsg.): *Zwischen Selbstbehauptung und Verfolgung. Deutsch-jüdische Zeitungen und Zeitschriften*

von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. Hildesheim 2002, 253-269.

²⁷ *WMZ*, 24.12.1921, 2f.

²⁸ *WMZ*, 29.7.1922, 1f; 4.1.1925, 5.

²⁹ *WMZ*, 4.7.1922, 5; 9.2.1924, 4f; 2.3.1924, 5; 23.11.1924, 5; 11.1.1925, 5; 5.4.1925, 8.

³⁰ Haunold, *Die österreichische Journalistin Klara Mautner*, 52.

³¹ Vgl. dazu Haunold, *Die österreichische Journalistin Klara Mautner*, 56.

sich über ideologische Grenzen hinweg auf neue Situationen einzustellen, erlaubte ihr, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder für die *AZ* zu schreiben. Ihre Artikel wiesen häufig biographische Bezüge zu ihrem Leben in Österreich vor 1938 auf. Ihren Erfahrungen als Jüdin in Österreich nach dem „Anschluss“ und im Exil widmete sie jeweils einen Artikel, in dem die Begriffe „Jude/Jüdin“ bzw. „jüdisch“ nicht vorkommen. Sie schilderte sich als Sozialdemokratin. Das Bild der Sozialdemokratin, die als solche aus Österreich fliehen musste, sich im Exil für die Sozialdemokratie und die Wiedererrichtung Österreichs einsetzte und schließlich als Sozialdemokratin zurückkehrte, ähnelt dem Selbstbildnis von Bruno Kreisky.³² Diese Reduktion reflektiert die Tatsache, dass der Großteil der österreichischen PolitikerInnen wie auch der Bevölkerung jüdischen RückkehrerInnen negativ gegenüber standen.³³ Darüber hinaus lässt die weitgehende Ausblendung alles „jüdischen“ in Klara Mautner-Mannheims Artikeln vor und nach 1945 aber auch auf ihre distanzierte Einstellung zu Judentum und Religion bzw. auf Negation derselben schließen.

Anitta Müller-Cohen (1890-1962)

Anitta Müller-Cohen (geb. Rosenzweig) wurde am 6.6.1890 in Wien geboren. Sie wuchs in einem wohlhabenden, bürgerlich assimilierten Elternhaus in Wien auf und engagierte sich bereits in ihrer Jugend für Sozialarbeit und Frauenbewegung. Dieses Engagement setzte sich auch nach ihrer Hochzeit mit Arnold Müller (1909) und der Geburt ihrer Tochter Blanka (1911) fort. Während des Ersten Weltkrieges gründete sie soziale Hilfseinrichtungen, die unter dem Namen „Soziale Hilfsgemeinschaft Anitta Müller“ bekannt wurden und tausende jüdische Flüchtlinge im Rahmen von Tee- und Suppenanstalten sowie Fürsorgeeinrichtungen für Frauen und Kinder versorgten. Gleichzeitig war Anitta Müller-Cohen auch Vorstandsmitglied des AÖF. Nach Kriegsende engagierte sie sich wegen des zunehmenden Nationalismus und Antisemitismus

verstärkt in jüdischen Organisationen, wie z.B. der jüdischen Frauenbewegung und der Jüdischnationalen Partei. Als Abgeordnete der Freiheitlich-Bürgerlichen Partei vertrat sie im provisorischen Wiener Gemeinderat (1918/19) jüdische Anliegen. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit während der zwanziger Jahre standen vor allem Sozialarbeit und jüdische (Frauen-)Anliegen. So zählte sie z.B. zu den Mitorganisatorinnen des Ersten Weltkongresses Jüdischer Frauen in Wien 1923. Anfang der dreißiger Jahre verließ Anitta Müller-Cohen Österreich und wanderte nach Zwischenaufenthalten in Luxemburg und London 1935 in Palästina/Erez Israel ein. Auch hier war ihr Tätigkeitsschwerpunkt Sozialarbeit. An ihre Bekanntheit in Wien konnte sie, vor allem aufgrund ihrer mangelnden Hebräischkenntnisse, nicht wieder anschließen. Sie starb am 29.6.1962 in Tel Aviv.³⁴

Bei all ihren unterschiedlichen Tätigkeiten diente Anitta Müller-Cohen der Journalismus als wichtiges Ausdrucksmittel und bestimmte ihre Selbstsicht als schreibende Frau. So gab sie um 1918/19 als Berufsbezeichnung Schriftstellerin und nicht Sozialarbeiterin oder Kaufmannsgattin an.³⁵ Anitta Müller-Cohen publizierte in bürgerlich-orientierten, jüdischen und nichtjüdischen Zeitungen und Zeitschriften sowie in Frauenzeitschriften, wie z.B. der *Wiener Morgenzeitung*, dem *Neuen Wiener Journal*, der *Österreichischen Wochenschrift*, der *Neuen Welt*, dem *Neuen Frauenleben* und der *Menorah*. Ihr Zielpublikum waren Frauen und Männer. Sie zeichnete ihre Artikel stets mit ihrem vollen Namen, d.h. zunächst mit „Anitta Müller“ und mit Zeitverzögerung nach ihrer zweiten Eheschließung (1921) mit „Anitta Müller-Cohen“. Wie Klara Mautner-Mannheim begann sie ihre journalistische Tätigkeit mit 24 Jahren in einer Frauenzeitung. Im Organ des AÖF – *Neues Frauenleben* – erschien im April 1915 der Artikel „Mein Beistand für die Flüchtlinge“, der ihre Hilfstätigkeit für Kriegsflüchtlinge behandelte.³⁶ Bis Kriegsende folgten nur wenige Artikel, bei denen die drei Tätigkeitsberichte ihrer Hilfsorganisation und ihre Sozialarbeit im Vordergrund standen.³⁷ Ausgehend von Artikeln über ihre Sozialarbeit etablierte sich

³² *AZ*, 7.10.1951, 10. Vgl. dazu auch den Nachruf auf Klara Mautner-Mannheim, *AZ*, 24.10.1959, 4; Vgl. auch Herbert Pierre Secher: *Kreisky and the Jews*. In: Günter Bischof/Anton Pelinka (Hrsg.): *The Kreisky Era in Austria*. New Brunswick/London 1994, 12-14.

³³ Robert Knight: „Neutrality“ Not Sympathy: Jews in Post-War Austria. In: Robert Wistrich (Hrsg.): *Austrians and*

Jews in the Twentieth Century. New York 1992, 221f.

³⁴ Zur Biographie von Anitta Müller-Cohen vgl. Hecht, *Anitta Müller-Cohen*.

³⁵ *Amtsblatt der Stadt Wien*, 18.12.1918, 2457.

³⁶ *Neues Frauenleben*, April 1915, 80-82.

³⁷ Hecht, *Anitta Müller-Cohen*, 381-385.

Anitta Müller-Cohen in den folgenden Jahren als Journalistin in Tageszeitungen und Periodika zu den Themen Frauengleichberechtigung, Politik und Zionismus. Die Presse stellte für sie ein modernes Kommunikationsmittel im politischen Kampf um Recht und Gleichheit dar.

Mit Kriegsende löste sich Anitta Müller-Cohen aufgrund des verstärkten Antisemitismus und Nationalismus von der bürgerlichen Frauenbewegung und arbeitete vorwiegend für jüdische Organisationen. Damit hörte die während des Ersten Weltkrieges unter jüdischen Frauen weitverbreitete Trennung ihrer jüdischen Identität von ihrer Tätigkeit in nichtjüdischen Organisationen, wie z.B. der interkonfessionellen, bürgerlichen Frauenbewegung, auf.³⁸ In journalistischer Hinsicht bedeutete dies die Verlagerung ihrer publizistischen Tätigkeit auf jüdische Themen und Medien. Zu ihrem „publizistischen Haus“ avancierte die jüdischnational-zionistische *Wiener Morgenzeitung*. Ihre ersten beiden Artikel in der *WMZ* erschienen bereits bald nach der Gründung der Zeitung.³⁹ Mit ihren Artikeln und einer von ihr lancierten Frauenbeilage avancierte Anitta Müller-Cohen zur Hauptjournalistin der *WMZ*. Der erste Schwerpunkt ihrer journalistischen Karriere in der *WMZ* bildete die Frauenbeilage, die zwischen 2.2. und 20.4.1919 vierzehntägig im Umfang von einer Seite unter dem Titel *Frauenrecht und Frauenarbeit* erschien. Inhaltlich lassen sich drei Themenschwerpunkte erkennen, die auch für die weitere journalistische Tätigkeit von Anitta Müller-Cohen Gültigkeit haben: 1. Frauengleichberechtigung und Politik, 2. Sozialarbeit und 3. jüdische Erziehung und Familie.

Mit der Frauenbeilage versuchte Anitta Müller-Cohen ein Kommunikationsforum zu bieten, das neben traditionellen Frauenthemen, wie z.B. die Familie, Frauen in den allgemeinen gesellschaftspolitischen Diskurs miteinbeziehen sollte und gleichzeitig einen integrierten Teil der *WMZ* darstellte. Besondere Bedeutung kam der Einbindung von Frauen in die Politik nach Erlangung

des Frauenwahlrechts zu. Ein zentraler Aspekt in ihren Artikeln waren daher die Rechte der Frauen. Nicht von ungefähr dürfte die Frauenbeilage zwei Monate vor den ersten Parlamentswahlen gegründet worden sein. Aufgrund der großen materiellen Not der ersten Nachkriegsjahre hatten Berichte über soziale Fürsorge große Bedeutung. Anitta Müller-Cohen schrieb über das Elend der jüdischen Bevölkerung in Wien und über verschiedene Hilfsmaßnahmen. Im Rahmen der Artikel wurden häufig auch Rolle und Aufgaben der Frau im Judentum besprochen, d.h. die Rolle der Frau als Mutter innerhalb der jüdischen Familie. Mit diesem Rückgriff auf das traditionelle Frauenbild versuchte Anitta Müller-Cohen offenbar, eine Brücke zwischen Fortschritt und Tradition zu schlagen, die wahrscheinlich dem Bedürfnis der häufig aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Leserinnen der *WMZ* entgegenkam.⁴⁰

Ende April 1919 wurde die Frauenbeilage ohne Angabe von Gründen eingestellt. Die Ursachen hierfür dürften mit der verstärkten beruflichen

Reisetätigkeit von Anitta Müller-Cohen zusammenhängen. Die Einstellung der Frauenbeilage bedeutete aber nicht das Ende des Frauenjournalismus

Die Presse stellte für sie ein modernes Kommunikationsmittel im politischen Kampf um Recht und Gleichheit dar.

in der *Wiener Morgenzeitung*. Anitta Müller-Cohen verfasste weiterhin zahlreiche Artikel über Sozialarbeit, Politik, Zionismus und das Frauenwahlrecht in der Israelitischen Kultusgemeinde. Angesichts der genannten Themen scheint die Berichterstattung umfassend, bei eingehender Analyse zeigt sich jedoch, dass die Themen Sozialarbeit und Familie dominierten. Als politisch engagierter Frau gelang es Anitta Müller-Cohen aber auch, über politische Fragen für Frauen wie auch für ein männliches Publikum zu schreiben. In diesem Kontext sind vor allem ihre Artikel über Zionismus zu erwähnen. Ab Herbst 1925 publizierte Anitta Müller-Cohen unregelmäßig in der *WMZ*. Ihr letzter Artikel erschien am 28.8.1927.⁴¹ Die Gründe dafür liegen in ihren

³⁸ Dieter J. Hecht: *Bürgerlich jüdische Frauenidentitäten in Wien zu Beginn des 20. Jahrhunderts – eine Fallstudie: Anitta Müller-Cohen (1890-1962)*, erscheint in: Armin Wallas (Hrsg.): *Jüdische Frauen*. Münster 2003.

³⁹ *WMZ*, 27.1.1919, 2; 30.1.1919, 4.

⁴⁰ Hecht, *Anitta Müller-Cohen*, 372-377.

⁴¹ *WMZ*, 29.4.1919, 4; 2.6.1919, 3; 8.7.1919, 5; 5.5.1923, 4; 25.8.1925, 5; 14.2.1926, 8; 21.7.1927, 4; 28.8.1927, 4f.

beruflichen und familiären Interessen. 1925 reiste sie für mehrere Monate in die USA, widmete sich wieder verstärkt der Sozialarbeit und übersiedelte 1926/27 für fast ein Jahr nach Palästina/Erez Israel. Kurz nach ihrer Rückkehr nach Wien erschien die *Wiener Morgenzeitung* am 17.9.1927 zum letzten Mal.

Außer in der *Wiener Morgenzeitung* publizierte Anitta Müller-Cohen auch in anderen jüdischen und nichtjüdischen Zeitungen, sowohl in der Tagespresse als auch in Periodika. Die Mehrheit dieser Zeitungen hatte bürgerlichen Charakter. Als Beispiel für Anitta Müller-Cohens Journalismus in nichtjüdischen Zeitungen steht hier das *Neue Wiener Journal*. Dieses erschien zwischen 22.10.1893 und 31.1.1939 als bürgerliche Tageszeitung, die mittels Rubriken über Kunst, Mode, Literatur und Gesellschaft auch Frauen ansprechen wollte und gleichzeitig Journalistinnen breiteren Raum bot als andere Tageszeitungen. In den zwanziger Jahren wurde auch immer wieder ausführlich über Zionismus berichtet.⁴² Anitta Müller-Cohen schrieb in den zwanziger Jahren mehrere Artikel über Zionismus, vor allem über zionistische Frauen und das Leben in Palästina/Erez Israel. Einen Teil dieser Artikel hatte sie zuvor bereits in der *WMZ* publiziert. Im *Neuen Wiener Journal* wurde auch wiederholt über Anitta Müller-Cohen als Wiener Gemeinderätin und über ihre Sozialarbeit berichtet.⁴³

Die Einstellung der *WMZ* bedeutete für Anitta Müller-Cohen den Verlust eines wichtigen Mediums, das jüdischem (Frauen-)Journalismus ein tagespolitisches Forum bot. Die Nachfolgerin *Neue Welt* erschien ab September 1927 als Wochenzeitung und muss als politisches „Privatblatt“ des Herausgebers Robert Stricker angesehen werden.⁴⁴ In den dreißiger Jahren erschienen nur einzelne Artikel von und über Anitta Müller-Cohen in der österreichischen Presse, vor allem in jüdischen Medien, wie z.B. der *Neuen Welt*. Die Gründe dafür liegen vor allem in der Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Anitta Müller-Cohen nach Luxemburg, London und schließlich ab Mitte der dreißiger Jahre nach Palästina/Erez

Israel. An ihre journalistische Tätigkeit konnte sie nie wieder anschließen. Der Hauptgrund dafür bestand in ihren mangelnden Hebräischkenntnissen. In deutschsprachigen Medien in Israel erschienen in den späten dreißiger, in den vierziger und fünfziger Jahren einzelne Artikel, die sich mit ihrer Sozialarbeit bzw. mit Erinnerungen an ihre Jugend befassten.⁴⁵

Schlussbemerkungen

Klara Mautner-Mannheim und Anitta Müller-Cohen geben mit ihrer langjährigen journalistischen Tätigkeit in verschiedenen Medien (Frauenzeitungen, Journalen und Tageszeitungen) einen Einblick in die Chancen jüdischer Frauen innerhalb der österreichischen Presse. Ihre Arbeit spiegelt in eindrucksvoller Weise berufliche und private Bewegungsfelder jüdischer Journalistinnen wider und verdeutlicht, wie sie vorhandene Nischen auszunützen verstanden. Gemeinsamkeiten und Gegensätze lassen nicht nur Rückschlüsse auf Herkunft, Identität und Weltanschauung zu, sondern verweisen auch auf ein häufig unsichtbares Netz zwischen jüdischen und nichtjüdischen Journalistinnen, das für Beruf und Privatleben große Bedeutung hatte. Als Basis fungierte häufig die Frauenpresse, die vielen als Einstiegsmöglichkeit in den Journalismus diente. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts konnten sich (jüdische) Journalistinnen zunehmend auch ihren Platz in der allgemeinen Presse erkämpfen.

Für jüdische Journalistinnen boten vor allem jene Zeitungen eine Chance, die – zumindest tendenziell – gegen Antisemitismus auftraten. Im Rahmen dieses Aufsatzes wurden die *Arbeiter-Zeitung* und die *Wiener Morgenzeitung* trotz ihrer divergierenden Weltanschauung als Beispiel dafür präsentiert. Ein weiteres verbindendes Element stellte die offizielle Forderung nach Gleichberechtigung der Frauen dar, was (jüdischen) Journalistinnen ansatzweise die Möglichkeit zu politischer Berichterstattung gab. Mit diesen Artikeln wurden traditionelle Frauenjournalismusbereiche teilweise gesprengt. Gleichzeitig erweiterte sich

⁴² Egon Raissp: *Die Wiener Tagespresse 1848-1950. Versuch einer Typologie*. Diss., Wien 1952, 128f; Czipin, *Das Schreiben der Frauen*, 155-158. Vgl. dazu auch Emilie Halesch: *Neues Wiener Journal. Eine Zeitungsmonographie*. Diss. Wien 1953.

⁴³ Hecht, *Anitta Müller-Cohen*, 379-385.

⁴⁴ Zur *Neuen Welt* vgl. Silke Hassler: *Robert Stricker und die „Neue Welt“*. In: Joanna Nittenberg (Hrsg.): *Wandlungen und Brüche. Von Herzls „Welt“ zur „Illustrierten Neuen Welt“ 1897-1997*. Wien 1997, 91-150.

⁴⁵ *Nachrichten der Hitachdut Olej Austria*, April 1944, Tel Aviv, 5; *Freiheit*, 19.4.1951, Tel Aviv, 6.

das Zielpublikum der Journalistinnen auf Frauen und Männer. Die Themenschwerpunkte (jüdischer) Journalistinnen blieben aber weiterhin Familie, Soziales und Kultur. Ungeachtet dieser

Beschränkung, prägten jüdische Journalistinnen mit ihren Beiträgen in verschiedenen Zeitungen wesentlich die Entwicklung der österreichischen Presse und des Frauenjournalismus.

Dr. Dieter J. HECHT (1970)

Historiker, Forschungsschwerpunkte: österreichische und jüdische (Frauen-) Geschichte im 19./20. Jahrhundert, Holocaust und israelische Geschichte. Wissenschaftliche Projekte: *Historischer Atlas der Juden in der Habsburger Monarchie* (Hebräische Universität Jerusalem) und *Mutterland – Vatersprache. Interviewprojekt mit ehemaligen ÖsterreicherInnen in Israel*. Dissertation: *Anitta Müller-Cohen (1890-1962) Sozialarbeiterin, Feministin, Politikerin, Zionistin und Journalistin. Ein Beitrag zur jüdischen Frauengeschichte in Österreich 1914-1929*. Wien 2002. Publikationen, u.a. *Immer war Wahlkampf. Robert Stricker 1879-1944. Ein Beitrag zur jüdischen Politik in Österreich*. In: *Aschkenas*, Jg. 11/1, (2001); *Die Wiener Morgenzeitung und Robert Stricker. Jüdisch-national-zionistischer Journalismus in Wien*. In: Michael Nagel (Hrsg.): *Zwischen Selbstbehauptung und Verfolgung. Deutsch-jüdische Zeitungen und Zeitschriften von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*. Hildesheim 2002; *Die Weltkongresse Jüdischer Frauen in der Zwischenkriegszeit, Wien 1923, Hamburg 1929*. Erscheint in: Edith Saurer/Margarete Grandner (Hrsg.): *Geschlecht, Religion und Engagement. Die jüdische Frauenbewegung im deutschsprachigen Raum. 19. und frühes 20. Jahrhundert*. Wien 2003.

Czernowitzer Pressefeld 1918-1940: Quelle und Diskurs

Ein Werkstattbericht des Arbeitskreises Czernowitzerpresse zur
Digitalisierung von Czernowitzer Zeitungen 1918-40

Susanne Marten-Finnis und Markus Winkler¹

Technische Reproduktion von Periodika

Die Zahl der Projekte zur technischen Reproduktion von Periodika und Archivmaterialien ist in den vergangenen Jahren stetig angestiegen. Drei Gründe sprechen dafür, dass immer mehr Wissenschaftler, Bibliotheken und Stiftungen sich im Rahmen dieser Projekte engagieren:

- a) die Bereitstellung von kompletten Beständen, die in verschiedenen Bibliotheken und Archiven lagern und häufig nicht kopiert werden können,
- b) die Sicherung von Textkorpora aufgrund eines fortschreitenden Alterungsprozesses der Bestände,
- c) und die effektive Nutzung und Erforschung der Bestände (auch mittels spezieller Anwendungsprogramme).

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat 1997 den Förderbereich *Verteilte Digitale Bibliotheken* eingerichtet. Das Ziel ist eine retrospektive Digitalisierung von Medienbeständen in Bibliotheken, Archiven und Forschungseinrichtungen. Im Rahmen dieses Förderbereiches unterstützt die DFG seit 2000 ein Projekt zur *Retrospektiven Digitalisierung jüdischer Periodika im deutschsprachigen Raum*, das von Hans Otto Horch (Lehr- und Forschungsgebiet Deutsch-jüdische Literaturgeschichte am Germanistischen Institut der RWTH Aachen) in Zusammenarbeit mit dem Sondersammelgebiet Judaica der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main und der Bibliothek Germania Judaica Köln geleitet wird.²

Ebenfalls durch die DFG gefördert wird das *Projekt Exilpresse digital. Deutsche Exilzeitschriften 1933-1945*, das vom Deutschen Exilarchiv 1933-1945 der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main verantwortet wird. Beiden Projekten wohnen wichtige Verknüpfungselemente für das hier vorzustellende Projekt *Digitalisierung der deutschsprachigen Czernowitzer Presse (1918-1940)* inne.

Abgesehen von diesen Digitalisierungsprojekten existieren weitere unsere Thematik (Presseerschließung und jüdische Bezüge) betreffende Projekte der technischen Reproduktion. Genannt sei an dieser Stelle die Mikrofiche-Serie des Archivs Bibliotheca Judaica e.V. zur Dokumentation der jüdischen Kultur in Deutschland 1840-1940. Sie bietet eine Sammlung von Zeitungsausschnitten zum jüdischen Kulturleben in Kunst, Musik und Literatur.

Zum Stand der bisherigen technischen Erschließung von Zeitschriften und Zeitungen aus Czernowitz ließ sich folgendes recherchieren:

Das Institut für Auslandsbeziehungen (IfA) in Stuttgart hat einen kleinen Bestand des *Czernowitzer Morgenblattes*, der *Ostjüdischen Zeitung* und der *Bukowiner Heimatblätter* als Mikroverfilmung vorliegen. Ebenso als Mikroverfilmung ist in der Harvard College Library ein Großteil der in der Zwischenkriegszeit in Czernowitz erschienenen jiddischsprachigen Presse (darunter die *Arbayter tsaytung*, *Tshernovitzer bleter*, *Frayhayt*, *Nayes lebn* und *Naye tsaytung*) und die *Ostjüdische Zeitung* für den Zeitraum 1924-1937 vorhanden.³

¹ The Queen's University of Belfast, German Studies, BT7 1NN, United Kingdom.

² <http://www.compactmemory.rwth-aachen.de/navigation/>.

³ Eine komplettes Verzeichnis unter <http://hcl.harvard.edu/govdocs/news/html/foreign/Ukraine.HTML>.

Die Kulturzeitschrift *Der Nerv*, die 1919 in Czernowitz in zwölf Heften erschien, wurde 1997 im Neusatz komplett nachgedruckt.⁴

Forschungsprojekt: Digitalisierung eines Teilbestandes der Czernowitzer Presse in der Zwischenkriegszeit (1918-1940)

Auf Initiative einer Forschungsgruppe am Deutschen Seminar der Queen's University Belfast wurde im Dezember 2002 in Wien der Arbeitskreis Czernowitzerpresse ins Leben gerufen. Ziel des Arbeitskreises ist die Erforschung der Czernowitzer Presselandschaft in Form einer länderübergreifenden Zusammenarbeit sowie die Erschließung und Zugänglichmachung von entsprechenden zeitgenössischen Dokumenten.

Zu den Institutionen, die bisher ihre Teilnahme am Arbeitskreis erklärt haben, gehören neben den Initiatoren (Susanne Marten-Finnis und Markus Winkler) die Universität Iasi (Andrei Corbea-Hoisie), die Jagiellonische Universität Krakau (Katarzyna Jastal), das Bukowina-Zentrum der Universität Czernowitz (Peter Rychlo), das Gebietsarchiv Czernowitz (Maria Nikirsa) sowie das Mitteleuropazentrum der Technischen Universität Dresden (Walter Schmitz). Des weiteren hat eine Reihe von Institutionen ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis bekundet: das University College London (Ada Rapoport-Albert), die Kommission für Kulturwissenschaften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Moritz Csaky), das Institut für Geschichte der Central European University Budapest (Sorin Antohi), das Institut für Geschichte der Juden Österreichs in St. Pölten (Eleonore Lappin), das Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten (Emil Brix), das Historische Seminar der Universität Czernowitz (Oleksandr Dobrzanski und Mykola Kuschnir), die Universitätsbibliothek Czernowitz (Ihor Zhaloba) sowie die Kulturabteilung der deutschen Botschaft in Kiew (Arno Kirchhof).

Das erste Arbeitstreffen der Gruppe im Dezember 2002 diente vor allem dazu, das Engagement der beteiligten Kolleg(inn)en zu sichern und Mechanismen zur Kommunikation zu erstellen,

so beispielsweise den Versand von Informationsbriefen und den regelmäßigen wissenschaftlichen Austausch in Form von Seminaren, Workshops und Konferenzen mit dem Ziel, laufende Forschungsprojekte zum Thema Czernowitzer Presse miteinander zu vernetzen und künftige Untersuchungen zu koordinieren.

Das Projekt zur Erschließung und Bereitstellung der wichtigsten deutschsprachigen (und in einem Folgeprojekt auch jiddisch- und hebräischsprachigen) Czernowitzer Tages- und Wochenzeitungen im Zeitraum 1918-1940 sieht sich als eine notwendige Konsequenz aus dem anwachsenden Interesse, dieses Quellenmaterial verstärkt in das Blickfeld der Bukowina-Forschung zu rücken und dem Stellenwert der Presse als ein Forum kultureller Produktion und politischer Gesinnung verstärkt Beachtung zu schenken. Eine systematische quantitative und qualitative Erfassung der Presseerzeugnisse erlaubt eine Form der Rekonstruktion von sozialer Wirklichkeit und Teilöffentlichkeiten. Die Presse fungiert demnach als ein weiteres Kontextmaterial neben den in den Archiven lagernden Dokumenten und den Erinnerungen und Schriften von Zeitzeugen. Nicht zuletzt die sprachliche, kulturelle und politische Mannigfaltigkeit der Periodika ist dabei ein wichtiger Impuls eines interdisziplinären Forschungsinteresses.

Unser Beitrag informiert über die Entstehungsgeschichte und Projektziele eines multinationalen Forschungsprojektes und versteht sich insofern als ein Werkstattbericht, da er Einblick bietet in den gegenwärtigen Arbeitsstand und die zukünftigen Entwicklungsphasen.

Motivation zur Erforschung der Czernowitzer Presselandschaft

In den letzten Jahren erschien die Diskussion um die Bukowina dominiert von den Versuchen, die in der Zwischenkriegszeit aufblühende deutschsprachige Literatur vorwiegend jüdischer Autoren als ein historisch-kulturelles Phänomen zu bestimmen. Begonnen wurde diese Diskussion vornehmlich im Hinblick darauf, den produktionsästhetischen Ort der modernen Lyrik Paul Celans und Rose Ausländers sowie die Eigenart der modernen Lyrik im Schnittpunkt von mehre-

⁴ Ernest Wichner/Herbert Wiesner (Hrsg.): *Der Nerv. Eine expressionistische Zeitschrift aus Czernowitz*. Berlin 1997.

ren Kulturen zu bestimmen. In den vergangenen Jahren näherte sich diese Diskussion der deutschsprachigen Czernowitzer Intellektuellenwelt nach 1918, die auf der kulturellen Landkarte Europas als ein Anachronismus erscheint. Denn hier verblieb auch nach dem Abdanken der Habsburgermonarchie eine Enklave der deutschsprachigen Kultur, zu deren Konservierung weniger die Nachfahren der deutschen Kolonisation als die jüdischen Intellektuellen beitrugen, die sich als Erben der Habsburgermonarchie und ihrer zivilisatorischen Mission verstanden.

Unter der rumänischen Herrschaft erhielt sich in einem Milieu, das vom Zusammenspiel der Minderheiten geprägt war, auch nach 1918 eine deutschsprachige Literatur, deren ästhetischer Eigenwert in der literaturwissenschaftlichen Diskussion bestätigt wurde. Ihr besonderes Gepräge erhielt diese Kultur gesichert durch den institutionellen Rahmen einer Universität (der *Almae Matris Francesco Josephina*), des Ethischen Seminars und eines deutschsprachigen Theaters; andere Kommunikationsformen waren informelle Intellektuellen-Kreise und Vereine. Die Publikationsmöglichkeiten der Czernowitzer Literatur, an deren Rezeption damals weder im binnendeutschen Raum noch in Czernowitz Interesse bestand, beschränkte sich auf Eigenverlage, Zeitungen und Zeitschriften.

Nicht zuletzt dieser schwierigen Ausgangssituation seien die Probleme der heutigen Forschung geschuldet, die über keinen gesicherten Textkorpus verfügt. Auch die (nicht immer zuverlässigen) Neueditionen der verstreuten Nachlässe und Korrespondenzen werden nur unsystematisch zugänglich gemacht.⁵ Vielmehr erscheint das Image der Bukowina heute im öffentlichen Bewusstsein geprägt von den Erinnerungsbüchern, welche diese Kulturlandschaft trotz sämtlicher Schwierigkeiten, die das Nebeneinander von mehreren Ethnien auf einem begrenzten Gebiet begleiteten, als eine regressive Utopie feiern. Vielfach tragen die Erinnerungen, mit denen die historische Landschaft wiederbelebt wird, deutliche Anzeichen einer Mythologisierung.

Angesichts der schwierigen Quellenlage erscheint die Erforschung der Bukowinaer Presslandschaft in Form einer vorerst auf Czernowitz beschränkten Bibliographie als eine Möglichkeit, sich dieser historischen Landschaft systematisch zu nähern und die in der Erinnerung abhanden gekommene Blickschärfe wiederzugewinnen. Zeitungen, Zeitschriften, Vereins- und Theaterblätter bieten sich dabei an als ein Medium, mit dem ein Teil der Czernowitzer Literatur wiedergewonnen werden kann, erschlossen im Kontext der Erstausgabe und der dazugehörigen literarischen Diskussion.

Überprüfungsbedürftige Forschungsergebnisse

„Kritische Einlassungen zur Bukowina-Forschung“, so schreibt Klaus Werner, „bemängeln deren Tendenz zu gewissen Schnellschlußverfahren, zur Übernahme und bloßen Bestätigung positiver Stereotype, und mahnen höchstmögliche Differenziertheit an. Man muß freilich sagen“, fährt er fort, „daß für die Diskussion der hierbei anfallenden Fragen kein Begriffsapparat zur Verfügung steht, der – zumal von Germanisten – verbindlich abgerufen werden könnte.“⁶ So scheint der derzeitige Stand der Forschung geprägt von einem voreiligen Konsens, der bestimmte historisch-kulturelle Phänomene als gegeben voraussetzt,⁷ ohne sie jedoch hinterfragt zu haben, vorzugsweise

- a) das Theorem des plötzlichen Aufblühens einer deutschsprachigen, urbanen Intellektuellenkultur: Eine gängige Vorstellung des Czernowitz der Zwischenkriegszeit etabliert es als eine Stadt, in der die meisten Juden für das deutschsprachige Kulturmuster optierten, ohne dabei dem stark präsenten Sprachkampf zwischen Jiddischisten und Hebraisten sowie den damit verbundenen ideologischen innerjüdischen Debatten die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.
- b) das Theorem des zunehmenden Romanisierungsdruckes: Impulse zur Identitätsfindung lieferte nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur

⁵ In den eigenständigen Büchereditionen, zu denen die Autoren es oft erst nach dem Zweiten Weltkrieg gebracht haben, werden die Texte, die vor dem Zweiten Weltkrieg geschrieben wurden, und jene aus der Nachkriegszeit nicht immer auseinandergehalten. Exemplarisch für diese Editionsfrage, die eine zuverlässige Aussage über das tatsächliche Gepräge der Czernowitzer Literatur zusätzlich erschwert, seien hier die Texte von Salomea Mischel-Grünspar genannt: Salomea Mischel-Grünspar:

Dichtungen und Gedichte. Spiegel eines Daseins. Haifa 1981.

⁶ Klaus Werner: *Waren die Bukowina und Galizien „inter“kulturell? Anmerkungen zu einer Debatte.* In: *Literatur und Kritik.* Salzburg 2001. H. 355/365, 39-51.

⁷ Susanne Marten-Finnis/Katarzyna Jastal: *Blank Spots in the Research on Bucovina. The German Language Press in Czernowitz, 1918-40. A New Research Project.* Erscheint in: *East European Jewish Affairs* 2003.

die Hinausdrängung der Juden aus den alten Machtpositionen, so beispielsweise in Stadt- und Landesverwaltung. Der Kampf der Bukowinaer Juden um staatsbürgerliche Gleichstellung nach außen und um eine neue kulturelle und nationale Identität nach innen forcierte sich, nachdem die Assimilation an die deutsche Kultur ihren Sinn verloren hatte, abgeschnitten von der Metropole Wien und der neuen zentralen Metropole Bukarest noch abwartend gegenüberstehend. Bei letzterem manifestierten sich ideologische Positionierungen wie Zionisten, Sozialdemokraten, Orthodoxe und Assimilierte. Im Brennpunkt dieser innerjüdischen Auseinandersetzungen standen in erster Linie die Schulfrage sowie der Sprachenkampf zwischen Jiddischisten und Hebraisten – beide unberücksichtigt von der bisherigen Forschung, die sich unseres Erachtens zu stark auf das Theorem des ‚enormen Romanisierungsdruckes‘ eingelassen hat.

- c) Ebenso erscheint die Vorstellung eines anwachsenden Antisemitismus in den ehemaligen Randgebieten der Habsburgermonarchie überprüfungsbedürftig. Er wird als gegeben vorausgesetzt, selten aber mit Hilfe von konkreten Beispielen belegt. Da der anwachsende Antisemitismus gerade zu jenen europäischen Phänomenen der Zwischenkriegszeit gehört, die sich besonders prekär ausgewirkt haben, erscheint dessen akribische Erfassung auf der Alltagsebene als ein wichtiges Postulat sowohl der Erforschung der Bukowina als auch des europäischen Antisemitismus. Zwar sind uns viele programmatische antisemitische Schriften bekannt. Wichtig erscheint aber auch die Erfassung der hierauf erfolgten Reaktionen durch das Czernowitzer Judentum, wie sie sich uns in Zeitungen und Zeitschriften präsentieren.

Der zukünftigen Forschung sollte es nicht nur um die Hinterfragung eines literarischen Mythos gehen, sondern auch darum, jene Landschaften, die sich im öffentlichen Bewusstsein mit Bildern des Vormodernen etabliert haben, als Orte wiederzugewinnen, wo durchaus moderne politische Prozesse stattfanden, so beispielsweise

die Formung eines politischen Feldes, u.a. auch durch Pressekämpfe und Debattenkultur. Vielfach wird die Bukowina mit ‚Maghrebinien‘ assoziiert, oder mit den Chassiden, also mit dem Vormodernen.⁸ In das allgemeine Bewusstsein gerufen werden sollte jedoch, dass in jener Provinz Prozesse stattgefunden haben, die modern waren, so beispielsweise die innerjüdischen Debatten und Kämpfe wie jene, die zwischen Zionisten, Bundisten und Kommunisten ausgetragen wurden.

Der Forschung, die sich bisher mit den Vorstellungen von einer vormodernen Welt zufrieden

In das allgemeine Bewusstsein gerufen werden sollte jedoch, dass in jener Provinz Prozesse stattgefunden haben, die modern waren.

gab, sollte es künftig darum gehen, die Bukowina als politisches und modernes Territorium zu entdecken und zu zeigen, dass die Phänomene dort nicht

nur ein historisches Interesse reklamieren können, sondern, wie etwa die Antisemitismusfrage, durchaus aktuell sind.⁹

Laufende Projekte zur Czernowitzer Presse

1. *Der Tag*: Rose Ausländers Publikationsorgan in Czernowitz (Andrei Corbea-Hoisie).

Projektziel ist es, anhand jener Zeitung, in der Ausländer debütierte, nicht nur das Czernowitzer Kulturleben der dreißiger Jahre zu rekonstruieren, sondern auch Daten zur Ausländer-Biographie (Helmut Braun) zu korrigieren.

2. Die Czernowitzer Presse: Ergebnis und Ferment der Modernisierung. Zum Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und urbaner Entwicklung in der Bukowinaer Provinzmetropole (Andrei Corbea-Hoisie; Ioan Lihaciu).

In diesem Projekt geht es um die Hinterfragung bzw. Bestätigung von Prokopowitschs skizzenhafter Aufzeichnung auf der Grundlage österreichischer Bibliotheksbestände.¹⁰ Das Projekt hat zwei Dimensionen, zum einen die sich herausbildende Abgrenzung zwischen privater und öffentlicher Sphäre, zum anderen der Ansporn zur Herauskristallisierung einer urbanen Lebenswelt. Unter-

⁸ Katarzyna Jastal: *Bukowinaer nationale Spielarten und Gregor von Rezzori*. In: *Austriaca* (Oktober 2002).

⁹ Marten-Finnis/Jastal, *Blank Spots*.

¹⁰ Erich Prokopowitsch: *Die Entwicklung des Pressewesens in der Bukowina*. Wien 1962.

sucht werden in diesem Zusammenhang a) die Felder der gesamtstaatlichen und lokalen Ebene, b) die Ausstrahlung der Presse auf die Stadtteile, c) die Herausbildung einer liberalen mitteleuropäisch geprägten (nationalen) Großbourgeoisie, d) die Formierung einer Staatsbürgergesellschaft, e) das Verhältnis zwischen halbamtlicher Presse und Gesinnungspresse und f) die Beziehungen zum publizistischen Umfeld Wiens. Projektziel ist die Beschreibung der Stadt Czernowitz als bürgerliche Enklave inmitten einer ökonomisch-patriarchalischen bäuerlichen Gesellschaft, d.h. einer bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts existierenden Konfrontation zwischen einem mitteleuropäischen urbanen Modell und dessen patriarchalischem Umfeld.

3. Pilotprojekt zur Erforschung der Czernowitzer deutschsprachigen Presselandschaft im Zeitraum 1918-40 (Katarzyna Jastal; Susanne Marten-Finnis).

Die Zusammenarbeit zwischen den Germanistikabteilungen der Queen's University Belfast und der Jagiellonischen Universität Krakau begann mit einem Pilotprojekt, das seit 1999 von der British Academy gefördert wird.¹¹ Im Vordergrund stand zunächst die Sammlung von Titeln deutschsprachiger Czernowitzer Zeitungen und Zeitschriften im besagten Zeitraum, um im Folgenden nach Inhalten, Leitthemen, Produzenten und Rezipienten von einzelnen Pressepublikationen zu fragen. Neben drei deutschsprachigen Zeitungen, die sich als unabhängig bezeichneten, erschien eine ganze Reihe von deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, dominiert vom Ringen um die Hegemonie des Zionismus. Eine systematische Erforschung dieser Kommunikationsformen sollte sich daher nicht auf die deutschsprachige Presse beschränken, sondern jiddische und hebräische Publikationen einbeziehen, um Parallelen und Querverbindungen transparent zu machen. Dieser Ansatz plädiert für eine Zusammenarbeit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft und zwischen Germanistik und Jüdischen Studien.¹²

4. Rechnung getragen wird diesem Anliegen seit kurzer Zeit mit einem interdisziplinär angelegten Großprojekt zwischen den Germanistikabteilungen der Queen's University Belfast, der Universität Krakau und dem Department for Hebrew and Jewish Studies des University College London,¹³ das sich momentan in der Antragsphase befindet und dessen Ziel es sein wird, einen Beitrag zur Erschließung und Beschreibung des städtischen Kulturfeldes zu leisten. Dabei soll das Kulturfeld Czernowitz nicht nur als ein Ort der Erinnerung erforscht werden, sondern auch als ein autonomer Kommunikationsraum mit ausgeprägten gegenseitigen Bezügen.

5. „Jüdische Identitäten nach dem Ende der Habsburgermonarchie: Politik und Kultur in der Czernowitzer deutschsprachigen Presse 1918-1923“ heißt der Arbeitstitel des Dissertationsprojektes von Markus Winkler. Untersucht wird darin die Konstituierung jüdischer Identität nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie, wie sie sich aus den Inhalten und dem Verlauf der politisch-kulturellen Debatten innerhalb des Czernowitzer Judentums präsentiert. Die Untersuchung basiert auf Analysen der im Zeitraum 1918-23 erschienenen deutschsprachigen Organe der bürgerlichen und Parteipresse und orientiert sich an den Methoden der kritischen Diskursanalyse.¹⁴

6. Mihaela Ungureanu, tätig am Bukowina-Zentrum Radautz (Rumänien), arbeitet an einer Monographie der Zeitung *Bukowina* (Czernowitz, 1862-1867).

7. Mykola Kuschnir verfasst gegenwärtig eine Dissertation zum Thema „Nationale und politische Bestrebungen der Juden in der Bukowina zum Beginn des 20. Jahrhunderts“. Grundlage dieser Arbeit sind neben den im staatlichen Archiv von Czernowitz lagernden Dokumenten zur jüdischen Gemeinde auch die Czernowitzer Pressebestände der Vorkriegszeit.¹⁵

¹¹ Susanne Marten-Finnis/Katarzyna Jastal: *Deutsche und jüdische Periodica in Czernowitz, 1918-1940. Ein gemeinsames Projekt zur systematischen Erfassung der Czernowitzer Presselandschaft aus germanistischer Sicht*. In: Kazimierz Feleszko (Hrsg.): *O Bukowinie. Razem czy oddzielnie*. Pila, Warschau 2000.

¹² Susanne Marten-Finnis/Katarzyna Jastal: *Presse und Literatur in Czernowitz 1918-1940. Vom kolonialen Diskurs zum eigenständigen Feld der kulturellen Produktion*. Erscheint in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Niemeyer, Tübingen 2003.

¹³ Projekttitle: *Towards a new cultural history of Czernowitz: The Jewish press, 1918-40* [Zur Erforschung des Kulturlebens von Czernowitz: Die jüdische Presse 1918-40].

¹⁴ Ruth Wodak et. al.: *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt am Main 1998.

¹⁵ Mykola Kuschnir: *Die jiddisch- und hebräischsprachige Presse in der Bukowina zur Zeit der Habsburgermonarchie*. Erscheint in: Marten-Finnis/Winkler (Hrsg.): *Konferenzband zur jüdischen Presse*. Berlin 2003.

Erste Prioritäten des Arbeitskreises

Bei seinem ersten Treffen ist der Arbeitskreis übereingekommen, dass die Zugänglichmachung der deutschsprachigen, jiddischen und hebräischen Pressepublikationen in elektronischer Form, hier in erster Linie jener Publikationen, die in der Zeit zwischen den Weltkriegen erschienen sind, ein primäres Ziel des Arbeitskreises darstellt. Verhandlungen diesbezüglich wurden im Frühjahr 2003 mit der Concept-Stiftung und der Akademiebibliothek in Bukarest sowie mit der Universitätsbibliothek Czernowitz geführt. Die Digitalisierung der in der Akademiebibliothek vorhandenen Bestände soll in drei Phasen erfolgen:

Phase a) die wichtigsten deutschsprachigen Tageszeitungen: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, *Czernowitzer Morgenblatt*, *Das Volk*, *Ostjüdische Zeitung*, *Vorwärts*, *Bukowinaer Volkszeitung*, *Der Tag* und *Czernowitzer Tagblatt*.

Phase b) kulturelle Publikationen einschließlich der jiddisch- und hebräischsprachigen Blätter.

Phase c) Digitalisierung der in der Universitätsbibliothek Czernowitz vorhandenen Bestände, hier insbesondere der deutschsprachigen Bücher, die im Zeitraum 1918-1940 (häufig im Selbstverlag) erschienen und teilweise nur in Einzelexemplaren vorhanden sind, sowie der Czernowitzer jiddischen und hebräischen Zeitschriften.

Als längerfristiges Ziel fasst der Arbeitskreis die Gründung eines virtuellen Forschungszentrums ins Auge, das nicht nur Möglichkeiten zur gemeinsamen Betreuung von Nachwuchswissenschaftler(inne)n eröffnen würde, sondern auch zur Überwindung von sprachlichen und bürokratischen Hürden.

Indexierungsprogramm

Der durch die Concept-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Akademiebibliothek in Bukarest durchzuführenden Digitalisierung wird eine Indexierung zeitgleich angeschlossen. Bei dem von der Concept-Stiftung verwendeten Katalogisierungs- und Indexierungsprogramm *Tinlib* werden die in den Überschriften einer katalogisierten Zeitung enthaltenen Wörter, das heißt jene Wörter, die auch im Suchprozess benutzt werden

können, automatisch in einem Schlagwortregister gespeichert.

Sinnvoll wäre es, sogenannte automatische und intellektuelle Indexierungen vorzunehmen. Automatisch bedeutet, dass das Programm den Artikel nach einem vorher festgelegten Schlagwort- und Personenregister überprüft und für den Benutzer nach Eingabe bestimmter Suchbegriffe (z.B. Kulturzionismus und Buber; Ebner, Pistiner, Jüdischer Nationalrat) ein entsprechendes Titelverzeichnis erstellt.

Die intellektuelle Indexierung wäre durch einen Indexer vorzunehmen, der zum einen in das Register zusätzliche Begriffe einfügt, die für den Artikel als repräsentativ erachtet werden und darüber hinaus dem Artikel thematische Oberbegriffe zuweist, die nicht explizit im Text auftauchen (z.B. Sprachenfrage, innerjüdische Auseinandersetzungen, Palästinafrage): Zum anderen sollen bei umfangreichen Artikeln kurze Inhaltsangaben (Abstracts) und Kommentare verfasst werden.

Es wäre zu bedenken, dass Inhaltsangaben und Kommentare auch später nach und nach von den Benutzern in Form einer interaktiven Fortführung des Projektes ergänzt werden können.

Geplant ist auch die Herausgabe von CD-ROMs, auf denen die Textkorpora der einzelnen Zeitungen abrufbar sind, damit den interessierten Wissenschaftlern unabhängig von Internet und den systematisierenden Erschließungsvorgaben die Möglichkeit einer eigenständigen analytischen Bearbeitung offen steht.

Deutschsprachiger Czernowitzer Pressebestand und seine jüdischen Bezüge

Im Folgenden werden Genese, Blattlinie, Herausgeberschaft/Redakteure und Leserkreis der zu digitalisierenden deutschsprachigen Periodika skizziert. Neben den Einstellungen der jüdischen Herausgeber und Chefredakteure sind es vor allem die Themenkreise Assimilation und Zionismus, Diaspora und Palästina, Orthodoxie und jüdische Nationalität, die – in unterschiedlicher Gewichtung und abhängig von dem Parteigrad der Zeitung – eine Rolle in der Berichterstattung spielen und den jüdischen Bezug sicherstellen.

Die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* wurde 1904 von dem Zionisten Philipp Menczel gegründet und vertrat eine unabhängige Blattlinie. In ihr kamen sowohl zionistische (Mayer Ebner), jüdisch-nationale (Benno Straucher) und jüdisch-sozialdemokratische (Jakob Pistiner) Stimmen zu Wort. Menczel verfügte seit Beginn seiner publizistischen Tätigkeit als Redakteur und Herausgeber über einen „großen meinungsbildenden Einfluß“¹⁶ in der Stadt. Seine innerjüdischen und -zionistischen Auseinandersetzungen um die Frage der Gegenwartsarbeit und des praktischen Zionismus trug er in einem Debattenduell mit Mayer Ebner auf Wunsch Theodor Herzls 1901 in dem zionistischen Zentralorgan *Die Welt* aus.¹⁷ Ab 1918 wurde die Zeitung dann von Arnold Schwarz¹⁸ geleitet.

Der Leserkreis der *Czernowitzer Allgemeinen Zeitung* bestand ebenso wie jener des im Mai 1918 gegründeten *Czernowitzer Morgenblattes* vor allem aus den bürgerlichen und deutsch-akkulturierten jüdischen Bevölkerungsteilen der Stadt. Das *Czernowitzer Morgenblatt* leiteten Elias Weinstein¹⁹ und Julius Weber. Die Zeitungen erschienen täglich außer montags und wurden neben der Bukowina auch in Bessarabien, dem rumänischen Altreich und in Ostgalizien vertrieben. Die Zeitungen umfassten bis zu 12 Seiten und ihre Gesamtauflage belief sich auf ca. 6800 Stück.²⁰ Beide Zeitungen gaben in den dreißiger Jahren noch täglich eine Nachmittagsausgabe (*Extrablatt der Czernowitzer Allgemeinen Zeitung* und *Abendblatt des Czernowitzer Morgenblattes*) heraus.

Das Aufgabenfeld und die Funktion einer Zeitung, deren Bestehen maßgeblich von einem funktionierenden Informationsfluss abhängt und die Selbstspiegelungen der Czernowitzer Journalisten, die sich nach der Annektierung der Bukowina durch Rumänien im November 1918 in einer von den Geschehnissen der Außenwelt abgeschnittenen Enklave wiederfanden, verdeutlichen die im *Czernowitzer Morgenblatt* zu Beginn

des Jahres 1919 veröffentlichten kritischen Anmerkungen in Zeiten der Zensur und des Belagerungszustandes unter dem Titel *Die Krise im Nachrichtendienst*:

Die Zeitung ist heute eine unabwiesbare Notwendigkeit für die breitesten Schichten der Bevölkerung. Sie erfüllt nicht nur eine kulturelle Aufgabe; sie dient auch allen universellen Interessen des einzelnen Lesers, sowie der Gesamtheit. Neben dem aufklärenden belehrenden und unterhaltenden Teil ist die Information die Hauptaufgabe der Zeitung. Woher sollen wir nun diese Informationen nehmen, wenn man uns von dem Verkehr mit der Außenwelt einfach abgeschnitten hat. Bis jetzt konnten sich die hiesigen Blätter noch damit behelfen, daß sie sich mit schweren Opfern Zeitungen aus dem Westen beschafften, denen sie die Nachrichten entnahmen; nun ist aber auch diese Quelle ganz versiegt. Denn seit einigen Tagen ist der Verkehr mit dem Westen ganz eingestellt. Kein Mensch kann die Stadt verlassen und niemand kommt zu uns. [...]

Der Czernowitzer Journalist ist daher auf Kombinationen, oder auf besondere prophetische Gaben angewiesen, deren Gebraucher [sic!] aber bei den wichtigsten Anlässen versagen muß, weil er doch beispielsweise nicht gut vermuten kann, was heute auf der Versailler Friedenskonferenz vorgeht, wenn er gewissenhaft ist und seinen Lesern nur wahre Tatsachen berichten will.

[...]

Gleich nach Übergang von der alten zur neuen Ära wurde uns vielfach versprochen, man werde, wie in allen anderen Kulturländern, ein Korrespondenzbüro errichten und den Zeitungen täglich telegraphische Nachrichten vermitteln. Bis heute ist aber nichts geschehen, um dieses Versprechen einzulösen. Wir richten daher den dringenden Appell an die Regierung, endlich etwas zu tun, damit die Zeitungen telegraphische Nachrichten erhalten können. Es ist dies ihre Pflicht, wenn sie nicht will, daß das Land in einem kulturellen Tief- und Rückstand verfallen soll. Denn

¹⁶ Andrei Corbea-Hoisie: *Die Bukowina*. In: Valeria Heuberger/Arnold Suppan/Elisabeth Vyslonzil (Hrsg.): *Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen*. Frankfurt/M. u.a. 1998, 123-137, hier: 135 (Anm. 22).

¹⁷ Adolf Gaisbauer: *Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882-1918*. Wien 1988, 185-187.

Zu den innerjüdischen Kämpfen in Czernowitz um die Jahrhundertwende aus retrospektiver Sicht siehe Philipp Menczel: *Trägerische Lösungen. Erlebnisse und Betrachtungen eines Österreichers*. Stuttgart 1931.

¹⁸ Über seinen journalistischen Werdegang gibt Schwarz Auskunft in: Arnold Schwarz: *Revue eines Journalisten*. Cernauti 1928.

¹⁹ Elias Weinstein hat neben Erich Prokopowitsch einen kurzen bibliographischen Überblick mit Schwerpunkt auf die Rolle der Juden im Pressewesen in der Bukowina verfasst. Elias Weinstein: *Juden im Pressewesen der Bukowina*. In: Hugo Gold (Hrsg.): *Geschichte der Juden in der Bukowina*. Tel Aviv 1958 (Bd.1), 127-128.

²⁰ Walther Heide (Hrsg.): *Handbuch der deutschsprachigen Zeitungen im Ausland*. Berlin, Leipzig 1935, 174f.

*die Zeitung ist in gewissem Sinne der Gradmesser der Kultur eines Landes.*²¹

Für das Digitalisierungsprojekt stellen die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* und das *Czernowitzer Morgenblatt* den mit Abstand größten Umfang dar. Nach Recherchen der Akademiebibliothek umfassen sie für den Zeitraum 1918-1940 zusammen 136 Bände und etwa 100.000 Seiten.

Ebenso wie diese beiden großen deutschsprachigen Tageszeitungen verstand sich das jüdisch-liberale *Das Volk*, das erstmals im Dezember 1918 erschien, als unabhängig. Die Zeitung wurde von Isiu Gronich verantwortet und erschien ab Juni 1919 als Tageszeitung bis 1923. Ihr Gesamtumfang umfasst 1300 Seiten.

Als Partei- und Gesinnungspresse fungierten in erster Linie die *Ostjüdische Zeitung*, der *Vorwärts* und die *Bukowinaer Volkszeitung*. Die *Ostjüdische Zeitung* wurde im April 1919 von Mayer Ebner gegründet, einem der brilliantesten Polemiker unter den Publizisten, der vor der Jahrhundertwende als junger Zionist in Erscheinung trat und zu den drei Vertretern der Bukowina zählte, die am ersten von Herzl einberufenen Zionistenkongress in Basel (1897) teilnahmen.²² In der Zwischenkriegszeit war er Vorsitzender der zionistischen Landesorganisation in der Bukowina. Seine lokale Auseinandersetzung mit Benno Straucher, dem langjährigen Reichsratsabgeordneten und Vorsitzenden der israelitischen Kultusgemeinde, wurde als „30jähriger Krieg“ apostrophiert. Erst Mitte der zwanziger Jahre gelang es Ebner, für einige Jahre den Vorsitz in der Kultusgemeinde zu übernehmen. 1926, 1931 und 1932 wurde er in das rumänische Parlament gewählt. Als der jüdische Schüler David Fallik 1926 in Czernowitz von einem rumänischen Nationalisten ermordet wurde, desavouierte er den um sich greifenden Antisemitismus in einer Rede vor dem rumänischen Parlament.

Die *Ostjüdische Zeitung* erschien anfänglich noch als Wochenblatt, ab 1922 zweimal und ab 1923 dann dreimal pro Woche (Montag, Mittwoch und Freitag), was das Anwachsen des zionisti-

schen Interesses in der Bukowina belegt, das sich auch durch das vitale Vereinsleben oder die zahlreichen jüdisch-akademischen nationalen Verbindungen dokumentieren lässt. Die *Ostjüdische Zeitung* umfasste vier Seiten (drei Seiten redaktioneller Raum). Ihren vormaligen Untertitel im Titelkopf *Organ der jüdischen Nationalpartei in der Bukowina* änderte sie Anfang der zwanziger Jahre in *Organ für die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Interessen der Bukowinaer Jüdischaft* um. In den dreißiger Jahren erschien sie in einer Auflage von 4800.²³ Ende 1937 musste die Zeitung unter der Regierung Goga-Cuza ihr Erscheinen einstellen. Insgesamt umfasst die Zeitung 9000 Seiten.

Der *Vorwärts* wurde unter diesem Titel seit 1913 vertrieben, nachdem die Zeitung 1899 als *Volkspresse* gegründet worden war. Der *Vorwärts* war das *Organ der internationalen sozialdemokratischen Landesorganisation in der Bukowina* und wurde von rumänischen, deutschen, jüdischen, ukrainischen und polnischen führenden Mitgliedern der sozialdemokratischen Landesorganisation geleitet. Sie entsprach in ihrer Zusammensetzung des Redaktionsstabes somit ganz den übernationalen politischen Zielen einer Arbeiterpresse. Ab September 1919 erschien der *Vorwärts* als Tageszeitung. Nach 1918 artikulierten sich die einzelnen Ethnien aber auch noch innerhalb eigenständiger Zeitungsprojekte. Ab Januar 1919 erschienen die sozialdemokratische und rumänischsprachige *Vremea Noua* (Neue Zeit), die vom ehemaligen Reichsratsabgeordneten Georg Grigorovici (der auch Redakteur des *Vorwärts* war) herausgegeben wurde, und das von Jakob Pistiner und Markus Kaswan geleitete jiddischsprachige und bundistische *Nayes leben*, Organ der jüdischen sozialdemokratischen Landesorganisation in der Bukowina.

Pistiner war auch leitender Redakteur des *Vorwärts*, Mitglied des Czernowitzer Stadtrates und wurde 1920 und im Zeitraum 1922 bis 1926 ins rumänische Parlament gewählt.²⁴ Er setzte sich im *Vorwärts* für das Selbstbestimmungsrecht der Juden²⁵ ein und war gemeinsam mit Ebner einer der Wortführer im Jüdischen Nationalrat bis zu

²¹ *Czernowitzer Morgenblatt* (Nr. 211), 12.01.1919, 1.

²² Biographische Angaben zu Ebner bei Manfred Reifer: *Dr. Mayer Ebner. Ein jüdisches Leben*. Tel Aviv 1947.

²³ Heide, *Handbuch der deutschsprachigen Zeitungen im Ausland*, 175.

²⁴ Mariana Hausleitner: *Der Sozialistenführer Jakob Pistiner*.

In: *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands: Viersprachenland am Pruth – Bukowina II*. Wien 2000, (Jg. 17, Nr. 3), 46-47, hier: 46.

²⁵ Gleichnamiger Titel in: *Vorwärts* (Nr. 17), 19.10.1918, 1-2.

dessen Auflösung im Dezember 1919. Allerdings entbrannte zwischen Ebner und Pistiner ein Meinungsstreit in der Frage der zukünftigen Unterrichtssprache der Juden in den Schulen Rumäniens. Ebner sah im Hebräischen die zukünftige Sprache des jüdischen Volkes – auch im Hinblick auf den Aufbau eines eigenen Staates. Pistiner hingegen warb als Vertreter der Arbeiterschaft für das Jiddische, das auch von vielen Czernowitzer Juden, wenn auch nicht gesprochen, so doch verstanden wurde. Hebraisten und Jiddischisten versuchten auf öffentlichen Versammlungen und in der Tagespresse ihre Zuhörer und Leser zu überzeugen. Die *Ostjüdische Zeitung*, der *Vorwärts*, *Nayes lebn* und die poale-zionistische und ebenfalls jiddischsprachige *Frayhayt* waren Foren der diskursiven Auseinandersetzung. Wollten sich die Autoren einem Publikum zuwenden, das sich in dieser Frage noch nicht entschieden hatte (tatsächlich entstanden in dieser Frühphase der rumänischen Ära in der Bukowina mehrere Modelle einer integrierten Sprachausbildung an den Schulen, die bis zu sieben verschiedene Sprachen berücksichtigten und auch Rumänisch als zukünftige Unterrichtssprache den Vorzug gaben) durften sie die Vermittlung ihrer Standpunkte nicht ausschließlich auf ihre bestenfalls Teilöffentlichkeiten erreichenden Presseorgane beschränken.

Auch als die Befürworter des Hebräischen sich bei der Wahl der zukünftigen Unterrichtssprache der jüdischen Nation am 24. August 1919 im Jüdischen Nationalrat mit einer einzigen Stimme Mehrheit durchsetzten, wurde die Auseinandersetzung um die – vom damaligen Zeitpunkt aus betrachtet – für das gesellschaftliche jüdische Leben nachfolgender Generationen in der Bukowina wesentliche Frage fortgesetzt.²⁶ Der *Vorwärts* musste 1937 ebenfalls sein Erscheinen

beenden. Sein Umfang beträgt rund 33.500 Seiten.

Die *Bukowinaer Volkszeitung*, das als *Organ für jüdische Politik, Kultur und Wirtschaft* zwischen 1929–1937 (insgesamt 1200 Seiten) erst wöchentlich und dann alle zwei Wochen erschien, nahm insofern eine Sonderrolle ein, da sie als Sprachrohr des *Verbandes der rumänischen Juden* (U.E.R., *Uniunea Evreilor Romani*) fungierte. Die U.E.R. hatte sich 1909 in Rumänien unter dem Namen *Verband der bodenständigen Juden* gegründet und 1923 nach der Verabschiedung der Verfassung umbenannt. Erst am 31. März 1929 wurde auch ein Ableger der U.E.R. in der Bukowina gegründet. Während die U.E.R. im Altregat rumänischsprachige Periodika herausgab (z.B. *Curierul Israelit*), gelang es ihr nicht, in der Zwischenkriegszeit ein rumänischsprachiges Blatt in Czernowitz zu etablieren. Die *Bukowinaer Volkszeitung* wurde von Salomon Kassner, einem ehemaligen zionistischen Mitstreiter Ebners, redaktionell geleitet. In der Frage der

zukünftigen politischen Ausrichtung der Juden in Rumänien kam es Anfang der zwanziger Jahre zum Bruch zwischen Ebner und Kassner.

Der Tag und das *Czernowitzer Tagblatt* waren nochmals zwei neu entstandene deutschsprachige Zeitungsprojekte in den dreißiger Jahren. Beide Projekte wurden von erfahrenen jüdischen Journalisten geleitet, *Der Tag* (*Unabhängiges Organ für die Interessen der Stadt Cernauti, der Bucovina und des Reiches*, 1932–1935) von dem bereits erwähnten Arnold Schwarz und das im Anschluss daran folgende *Czernowitzer Tagblatt* (*Unabhängiges Informationsblatt*, 1935–1938) von Ernst Maria Flinker, Redakteur der 1919 erschienenen modernistischen Kulturzeitschrift *Der Nerv*,²⁷ in der sich das bürgerliche Establishment mitsamt seiner Presse, aber auch der *Vorwärts*, fortdauernd polemischen Angriffen ausgesetzt sahen. Der Umfang beider Zeitungen beträgt 7000 Seiten.

* Die Jüdische Sozialdemokratische Arbeiterpartei Poale Zion existierte von 1906 bis zu ihrer Spaltung 1920. Die Red.

²⁶ Markus Winkler: *Jüdische Identitätsprozesse im Pressediskurs während der politischen Transformation in Czernowitz 1918/19*. Erscheint 2003 in: Susanne Marten-Finnis/Markus Winkler (Hrsg.): [Konferenzband zur jüdischen Presse *The Jewish Press – Research in Progress*. International Interdisciplinary Conference, 1–3 May 2003, German Studies, The Queen's University of Belfast, Berlin]; und ders.: *Czernowitz erinnern: Zwischen*

Verklärung und Realität. In: Michael Gans/Harald Vogel: *Immer zurück zum Pruth. Dokumentation des Czernowitzer Symposiums 2001 „100 Jahre Rose Ausländer“*. Hohengehren 2002, 129–139.

²⁷ Andrei Corbea-Hoisie: 1919, Czernowitz, Bukowina. *Der Nerv im Kon-Text*. In: Ernest Wichner/Herbert Wiesner (Hrsg.): *Der Nerv. Eine expressionistische Zeitschrift aus Czernowitz*. Berlin 1997, 251–276.

Forschungsinteressen und -schwerpunkte: Ein Ausblick

Die Presse als Medium von Sprache(n) und Inhalten und als eine Primärquelle zur Beschreibung von Zeitungsgeschichte begründet unseres Erachtens ein mannigfaltiges Forschungsinteresse. Das Projekt wendet sich an die Fachbereiche der Kommunikationswissenschaft, der Literatur- und Kulturwissenschaften (einschließlich Jüdische Studien), der Geschichtswissenschaft und Sprachwissenschaften. Abschließend sollen in gebotener Kürze wissenschaftliche Anknüpfungspunkte an die Bereitstellung der Zeitungskorpora aufgezeigt werden.

Generell ergibt sich für die kommunikationshistorische Forschung mit der Bereitstellung von Pressebeständen die Möglichkeit, unterschiedliche Erscheinungsformen einer Lokal- und Regionalpresse zu analysieren. Dazu zählen Form und Layout, Titelgebung, Inhalte und Darstellungsformen, verwendetes Bildmaterial und der Einsatz von Karikaturen. Diese Analysen erlauben wiederum Rückschlüsse auf den Modernisierungsgrad einer urbanen und doch peripheren Presse und den Einfluss westlicher Traditionen im Printmedienbereich.

Im Rahmen von quantitativen und qualitativen Inhaltsanalysen (Häufigkeitsanalysen, deskriptive und vergleichende Themenanalysen) lassen sich Schwerpunkte in der Berichterstattung eruieren. Synchrone und diachrone Themenanalysen ermitteln retrospektiv Diskursverläufe (und deren Impulse) und Einstellungen und Positionierungen einer lokalen Medienelite. Die Auswertung der redaktionellen Inhalte, die sich beispielsweise mit der Schul- und Sprachenfrage der Juden in der Bukowina auseinandersetzen, führt mittels deskriptiver Verfahren zu einer Vergleichsstudie der innerjüdischen Auseinandersetzungen und differenten programmatischen Einstellungen der Akteure. In einem dann auch verstärkt linguistischen und hermeneutisch-interpretativ angelegten Analysemodell lassen sich anschließend Strategien, Argumentationsmittel und sprachliche Realisierungsformen ermitteln, die eine diskursi-

ve Konstruktion jüdischer Identitäten bedingen.²⁸

Die Frage der Wirkung und des Einflusses der Presse auf die lokalen (Teil-) Öffentlichkeiten ließe sich partiell mittels Rezipientenanalysen (Auswertung von Leserbriefen und Zuschriften) beantworten.

Den Literatur- und Kulturwissenschaften wird durch die Bereitstellung ein umfassender Korpus von Essays sowie Theater- und Buchrezensionen offeriert, der die Analyse (und Falsifikation/Verifikation) der Presse als Ort kreativer und rezeptiver literarischer Produktion ermöglicht. Es wird dann auch erkennbar, welche kulturellen Einflüsse aus dem Westen – aus Wien und Berlin – auch unter der rumänischen (und rumänischsprachigen) Herrschaft bestanden.²⁹

Die Presse als historische Quelle und ihre Fülle an Informationen über die Vereinstätigkeit (politische und kulturelle Vereine, Gründe ihrer Entstehung und Auflösung), Kulturveranstaltungen, Vortragsreihen und Versammlungen, sind Grundlage einer systematischen Bestandsaufnahme des Czernowitzer Städtebildes der Zwischenkriegszeit und kann in einem Folgeprojekt unter Berücksichtigung eines umfassenden Personenindex zu einer *Czernowitzer Enzyklopädie* ausgearbeitet werden. Der Geschichtswissenschaft nutzt das Projekt somit auch als eine historische Quelle, die tagespolitische Ereignisse in detail fokussiert und Auskünfte zur Stadt- und Gemeindepolitik gibt.

Den Jüdischen Studien dient das Projekt als Informationsquelle zum komplexen Bereich der Tätigkeit jüdischer Organisationen in der Stadt. Die zionistische Landesorganisation, das Czernowitzer Palästinaamt, der Keren Hajessod, die Sifa Iwriah, der Verein für Jüdische Kultur, der Morgenroiß, das Joint Distribution Committee, die jüdisch-nationalen akademischen Verbindungen etc. bildeten ein städtisches Netzwerk, das zur Institutionalisierung einer jüdischen Öffentlichkeit wesentlich beigetragen hat. Auch lässt sich mit der Auswertung der Presseerzeugnisse ermitteln, welche Auswirkungen die rumänische Min-

²⁸ Wodak, *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*.

²⁹ Vorarbeiten hierzu siehe Michael Astner: *Das deutschsprachige literarische Exil in der rumäniendeutschen und deutschsprachigen Presse 1933-1940*. Jassy 1988; und ders.: *Die Czernowitzer Presse aus der Spiegelsicht der*

Exilrezeption (1933-1940). In: Andrei Corbea/Michael Astner (Hrsg.): *Kulturlandschaft Bukowina. Studien zur deutschsprachigen Literatur des Buchenlandes nach 1918*. Jassyer Beiträge zur Germanistik V. Iasi 1990, 221-228.

derheitenpolitik (z.B. die Einführung des Numerus clausus an Schulen und Universitäten, die Advokatenratsprache, die Wahlreformen, das Staatsbürgerschaftsrecht etc.) auf das jüdische Selbstverständnis gehabt hat. Weitere Themenschwerpunkte wären die Genese der retrospektiven Mythenbildung (des sog. „Bukowina-Mythos“ der friedlichen Koexistenz in der Habsburgermonarchie) in der Presse, die Auswanderungsbestrebungen und die Reaktionen auf antisemitische Strömungen.

Textanalysen und linguistische Feinanalysen zur Ermittlung der verwendeten unterschiedlichen rhetorischen Stilmittel in den Zeitungen und der Interferenzen einer durch das multilinguale Umfeld beeinflussten Zeitungssprache¹⁰ bilden Forschungsschwerpunkte der Sprachwissenschaften.

Dr. Susanne MARTEN-FINNIS

Reader (= Associate Professor) in German Studies

Studium der Sprach- und Übersetzungswissenschaft, Slawistik und Germanistik an den Universitäten Leipzig und Tübingen. Seit 1995 am Deutschen Seminar der Queen's University of Belfast. Publikationen zur jüdischen Presse in Mittel- und Osteuropa (1840-1940) sowie zu öffentlichen Diskursen im kommunistischen und nachkommunistischen Europa.

Bibliographie:

1) *Vilna as a Centre of the Modern Jewish Press, 1840-1928*. Oxford 2003.

2) mit Matthias Uecker (Hrsg.): *Berlin – Wien – Prag. Modernity, Minorities and Migration in the Inter-War Period*. Bern 2001.

3) mit Heather Valencia: *Sprachinseln. Jiddische Publizistik in Wilna, London und Berlin, 1880-1930*. Köln, 1999. Reihe: Lebenswelten osteuropäischer Juden, Heiko Haumann (Hrsg.).

4) *Pressesprache zwischen Stalinismus und Demokratie. Parteijournalismus im Neuen Deutschland 1946-1993*. Tübingen, 1994. Reihe: *Medien in Forschung und Unterricht*, Erich Straßner (ed.).

Darüber hinaus Forschungsbeiträge zu den bereits angegebenen Themen in deutschen, österreichischen, englischen, amerikanischen, russischen und polnischen Zeitschriften und Büchern.

Mag. Markus WINKLER

Studium der Germanistik und Journalistik in Leipzig. Seit 1998 Lektor des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) am Lehrstuhl für germanische, allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft der Nationalen Universität Tscherniwzi (Ukraine). Postgraduated Student an der Queen's University of Belfast (German Studies) seit 2000. Promotionsvorhaben zum Thema „Jüdische Identitäten nach dem Ende der Habsburgermonarchie: Politik und Kultur in der Czernowitzer deutschsprachigen Presse 1918-1923“.

¹⁰ Luminia Fassel: *Sprachinterferenzen in der rumänisch-deutschen Presse an Einzelbeispielen. Jüdische Journalisten als Vermittlungsinstanz des Rumänischen in der deutschsprachigen Presse der Bukowina in Großrumänien*. In: Horst

Förster/Horst Fassel (Hrsg.): *Kulturdialog und akzeptierte Vielfalt? Rumänien und rumänische Sprachgebiete nach 1918*. Stuttgart, 1999, 243-266.

Jiddisch und Journalismus

Thomas Soxberger

Deutsch und Jiddisch sind nahe verwandte Sprachen. Gleichzeitig hat das Jiddische wichtige Elemente aus dem Hebräischen (das wie das Arabische zur semitischen Sprachgruppe gehört) aufgenommen. Wesentlich ist auch der Einfluss der slawischen Sprachen auf Wortschatz und Grammatik. Das Jiddische dokumentiert damit die vielfältigen Sprachkontakte der europäischen Juden in einer mehr als tausendjährigen Geschichte. Am Jiddischen können wir den kulturellen Austausch zwischen den jüdischen Gemeinden, die in Mittel- und Osteuropa lebten, und der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung studieren.

Immer wieder überrascht es, welche heftigen emotionalen Reaktionen das Jiddische bis heute auszulösen im Stande ist. Jiddisch wurde oft als Ausdruck des „jüdischen Wesens“ schlechthin aufgefasst, in positiver wie in negativer Weise. Wo die einen eine besondere Fähigkeit zum Ausdruck von Volksweisheit und Humor fanden, sahen andere einen „primitiven Jargon“. In der Zeit der Aufklärung entstand ein Diskurs über Wert oder Unwert des Jiddischen, der bis heute nachwirkt.

Jiddische Kultur heute

Über die Zahl der heute lebenden Jiddischsprechenden finden sich gelegentlich Angaben, die von 2 bis 3 Millionen reichen. Diese Zahl ist sicher zu hoch gegriffen. Vermutlich stellt sie eine Fortschreibung älterer demographischer Daten dar, die schon vor Jahrzehnten fragwürdig waren, da sie auf Schätzungen beruhten und diese auch Personen mit *eventuell* jiddischsprachigem Hintergrund und mit höchstens passiven Jiddischkenntnissen einbezogen. Die heutige Größe der Sprachgemeinschaft, in denen das Jiddische noch aktiv gepflegt wird, setzt der amerikanische Soziolinguist Joshua A. Fishman (der selber ein modern-orthodoxer Jiddischsprecher ist) mit

einer halben bis einer Million Menschen an.¹ Der Großteil von ihnen sind streng orthodoxe Juden, deren größte Gemeinden heute in New York, London, Antwerpen und Jerusalem zu finden sind. Auch Wien hat eine kleine Gemeinde jiddischsprachiger, orthodoxer Juden, und in den Straßen der Leopoldstadt kann man heute wieder Jiddisch hören.

Vor allem durch die Vernichtung des osteuropäischen Judentums wurde die jiddische Sprachgemeinschaft dezimiert und bereits wirksame Auflösungsstendenzen beschleunigt.

Von der modernen jiddischen Kultur, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ein intensives Leben – mit auflagenstarken Zeitungen, aktiven Schriftstellerverbänden, Schulen etc. – führte, ist heute wenig geblieben. Andererseits besitzt die jiddische Kultur immer noch eine Vitalität, die angesichts der Schwierigkeiten und Widerstände, mit denen sie zu kämpfen hatte, überraschend ist.

Über die Zahl derer, die heute noch als Träger einer säkularen jiddischen Kultur angesehen werden können, gibt es keine verlässlichen Angaben. Man wird aber davon ausgehen müssen, dass sie vielleicht 1% (!) der *aktiven* Jiddischsprecher ausmachen. Da in dieser Gruppe aber viele der wichtigsten akademischen Vertreter des Jiddischen zu finden sind, ist ihre Bedeutung für die Vermittlung der jiddischen Kultur wesentlich größer, als die der Frommen, die meist nur in ihrer eigenen Welt leben und wenig Interesse für die Produkte der säkularen jiddischen Kultur zeigen.

Eine lebendige weltliche jiddische Kultur kann man heute hauptsächlich im Großraum New York und in Israel finden. Vereinzelte Aktivisten und kleine Gruppen findet man natürlich auch in Europa – Paris ist hier hervorzuheben. In Polen, Litauen, Moldawien, der Ukraine und Russland findet die jiddische Kultur heute offizielle Unter-

¹ Fishman ist ein kritischer Beobachter der heutigen Jiddischszene, zuletzt veröffentlichte er zum Thema der Zukunftsaussichten der jiddischen Sprache: Joshua A. Fishman: *A Decade in the Life of a Two-in-One Language: Yiddish in New York City (Secular and Ultra-Orthodox)*. In:

Joshua A. Fishman, ed.: *Can Threatened Languages be Saved? Reversing Language Shift, Revisited: A 21st Century Perspective*. Clevedon/Buffalo/Toronto/Sydney, 2000.

stützung, die akademischen Einrichtungen, Festivals, Sprachkursen und jiddischen Radiosendungen zugute kommt.²

Mit der Massenemigration der neunziger Jahre ist ein Großteil der letzten weltlichen jiddischen Kulturaktivisten Osteuropas in den Westen bzw. nach Israel ausgewandert. Damit ist das vorläufig letzte Stadium eines Prozesses erreicht, der seit dem 19. Jahrhundert die jüdischen Lebenswelten grundlegend verändert hat.

Jiddisch und Journalismus

Das Internet hat eine neue Nische für die Vermittlung jiddischer Kultur eröffnet. Wer den Suchbegriff „Jiddisch“ (und besser noch, „Yiddish“) eingibt, kann einige erstaunliche Entdeckungen machen. So verfügt etwa die traditionsreiche Zeitung *Forverts* (einst eine der größten jiddischen Tageszeitungen, heute eine Wochenzeitung) über eine schön gestaltete Internetausgabe.³ Man kann auch jiddische Radiosendungen hören oder sich Diskussionsforen anschließen.

Gerade die jiddische Zeitung *Forverts* (bezeichnen derweise ist „forverts“ kein jiddisches Wort, sondern vom deutschen sozialistischen Blatt „Vorwärts“ übernommen) ist ein Synonym für die Blütezeit der jiddischen Presse.

Die jiddische Presse war ein typisches Produkt der kulturellen Veränderung, die Ende des 19. Jahrhunderts das Judentum erfasste.

Die jiddische Presse war ein typisches Produkt der kulturellen Veränderung, die Ende des 19. Jahrhunderts das Judentum erfasste. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte eine starke Auswanderungsbewegung von osteuropäischen Juden nach Westeuropa und nach Übersee ein. Vor allem die USA, aber auch Argentinien, Südafrika, Australien und natürlich Palästina waren Emigrationsziele. In vielen dieser Länder entstand deshalb eine jiddische Presse und ein reiches jiddisches Kulturleben.

Der Aufstieg der jiddischen Publizistik begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts, und ein knappes Jahrhundert war sie von großer Bedeutung. Die Zwischenkriegszeit war bereits eine Zeit der Krise, welche die Shoah (im Hebräischen üblicher Ausdruck für den Holocaust) und den in der Folge unaufhaltsamen Niedergang der jiddischen Publizistik ankündigte. Obwohl das Jiddische seitdem oft totgesagt wurde, konnte die „Internationale Medienhilfe“, in einer Ende 1999 publizierten Übersicht auf etwa hundert Periodika in jiddischer Sprache sowie auf zehn Rundfunkprogramme in Jiddisch weltweit verweisen.⁴

Die jiddische Publizistik spielte eine große Rolle für die moderne jiddische Literatur. Sie war ein wichtiger Faktor in der Entstehung einer vereinheitlichten jiddischen Literatursprache. Sie erweiterte die Möglichkeiten für jiddischsprachige Autoren (seltener – Autorinnen, die jiddische Publizistik und Literatur waren stets sehr stark männerdominiert), verhalf ihnen zu einem größeren Publikum und ermöglichte einen Gedankenaustausch, der ein literarisches Leben überhaupt erst in einem modernen Sinne möglich machte. Zeitungen und Zeitschriften verschafften jiddischen Intellektuellen die Aussichten auf ein geregeltes Einkommen und Wirkungsmöglichkeiten. Die jiddische Publizistik war daher einer der wesentlichsten Faktoren in der Herausbildung moderner politischer Bewegungen im osteuropäischen Judentum.⁵

Jiddischer Journalismus war damit ein ausgesprochen politisches Phänomen. Als die europäische Politik im 19. und 20. Jahrhundert zunehmend vom Nationalismus dominiert wurde, wurden Fragen von Orthographie, Literatursprache, Grammatik etc. mehr als bloß akademische Fragen. Sie waren Bestandteil von Kulturpolitik, die gerade für staatenlose Nationen und Minderheiten große Bedeutung hatte. Für die jiddische Sprache wurde mit dem noch anschließend zu behandelnden Phänomen des „Jiddischismus“ eine Ideologie geschaffen, die dazu diente, sym-

² Größere jüdische Gemeinschaften bestehen heute nur noch in der Ukraine und in Russland.

³ Zu finden unter <http://yiddishforward.com>.

⁴ Internationale Medienhilfe: *Über 100 jiddischsprachige Medien in der Welt*, (9.2.2000), <http://wdj-deutschland.de/indexmcd.htm>.

⁵ Sehr informativ dazu: Leonard Prager: *Introduction:*

Modern Yiddish Literature and the Modern Yiddish Press. In: Yiddish Literary and Linguistic Periodicals and Miscellanies. A Selective Annotated Bibliography by Leonard Prager with the help of A. A. Greenbaum, Darby, PA and Haifa, 1982, eine Neufassung findet sich im Internet unter: <http://yiddish.Haifa.ac.il/reference/Biblio/introduce.htm>.

bolische Politik zu betreiben, wo es wenig Möglichkeiten zu realpolitischem Wirken gab. Das außerhalb von Spezialistenkreisen weitgehend unbekannte Phänomen der jiddischen Sprachpolitik hat auch im Deutschen eine kleine Spur hinterlassen – in der Form des Sprachnamens „Jiddisch“.

Warum verwenden wir das Wort „Jiddisch“?

Spätestens seit den sechziger Jahren ist durch seine Reihe von populären Büchern zum Thema das Wissen verbreitet worden, wonach die Sprache der osteuropäischen Juden korrekt als „Jiddisch“ zu bezeichnen sei.⁶ Dabei ist in Vergessenheit geraten, dass im Deutschen wesentlich länger als die Bezeichnung „Jiddisch“ andere Begriffe üblich waren: Judendeutsch, Jüdisch-Deutsch, Mauscheldeutsch, Jargon. Es ist leicht zu verstehen, warum diese Begriffe heute nicht mehr verwendet werden, denn sie beziehen sich einerseits auf ein Abhängigkeitsverhältnis des Jiddischen vom Deutschen, definieren es also als Soziolekt oder Dialekt, oder sie sind, wie es bei „Mauscheldeutsch“ oder „Jargon“ der Fall ist, schlichtweg pejorativ. Um 1900 war die Bezeichnung „Jargon“ allerdings auch unter jiddischen Literaten selbst üblich und wurde nicht mehr abwertend verstanden.

Auf den ersten Blick erscheint die Sache recht einfach. In der jiddischen Sprache selbst wird „jidisch“ für „jüdisch“ im weitesten Sinne verwendet. „Di jidische schprach“ heißt also einfach „die jüdische Sprache“. Warum schreiben wir aber nicht „Jidisch“, sondern „Jiddisch“? Die Schreibung des Jiddischen (das jiddische Alphabet basiert auf dem hebräischen) kennt keine Doppelkonsonanten. Die Wortform „Jiddisch“ ist eindeutig eine Übernahme aus dem Englischen, wo das entsprechende Wort „Yiddish“ lautet. Wann dort dieses Wort geprägt wurde, steht nicht fest, es dürfte aber in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts populär geworden sein. Das *Oxford English Dictionary* kann auf einen Beleg von 1887 verweisen.⁷ Vermutlich ist es eine Prä-

gung der englischen und amerikanischen Presse in ihrer Berichterstattung über osteuropäische Juden, die zu dieser Zeit in großer Zahl nach Amerika einwanderten. Viele blieben eine lange Zeit in London. Diese jiddische Sprache entwickelte sich besonders im Ballungsraum New York zu einem bedeutenden Faktor der Immigrantenkultur mit Zeitungen, Theatern, Verlagen, politischen Parteien und Vereinen.

1898 erhielt ein Lektor für slawische Sprachen an der Harvard University ein Reisestipendium für Europa, um sich vor Ort ein Bild über die jiddische Kulturentwicklung zu machen. Leo Wiener (1862-1939) war der Sohn eines jiddischen Journalisten aus Bialystok (Ostpolen). Sein Vater hatte, so lautete die Familienüberlieferung, aus Liebe zur deutschen Literatur eines Tages die von ihm herausgegebene Zeitung von jiddisch auf deutsch umgestellt – und verlor dadurch fast alle Abonnenten.⁸ In anekdotenhafter Form ist damit eine wesentliche Entwicklung bestätigt, die sich im 19. Jahrhundert in der jüdischen Publizistik Osteuropas abspielte. War diese ursprünglich für eine kleine gebildete Elite bestimmt und konnte daher in Deutsch, Hebräisch oder Russisch erscheinen, so entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neuer Markt für aktuelle Berichterstattung, und hier war die Volkssprache im Vorteil. Allerdings fehlten dieser Volkssprache viele Begriffe, diese wurden dann aus den slawischen Sprachen, vor allem dem Russischen, und natürlich aus dem nahe verwandten Deutschen entlehnt.

Leo Wiener hatte 1893 noch einen Artikel *On the Hebrew Element in Slavo-Judaeo-German* veröffentlicht.⁹ Daran zeigt sich, dass der Ausdruck „Yiddish“ noch nicht in der akademischen Terminologie akzeptiert war. Die Ergebnisse seiner Osteuropareise brachte er 1899 in London unter dem Titel *The History of Yiddish Literature in the Nineteenth Century* heraus. 1898 wurde ein *Yiddish-English-Dictionary* des Linguisten Abraham Harkavy veröffentlicht. Damit war der Begriff „Yiddish“ zwar etabliert, scheint aber trotzdem noch lange als „populärer“ Begriff verstanden worden zu sein. Wissenschaftler bevorzugten

⁶ Wesentlich daran beteiligt war sicher das populärwissenschaftliche Buch von Salcia Landmann: *Jiddisch. Das Abenteuer einer Sprache*. Freiburg 1962, das mehrere Auflagen erlebte.

⁷ Bettina Simon: *Jiddische Sprachgeschichte: Versuch einer neuen Grundlegung*. Frankfurt/Main 1988, 27.

⁸ Gennady Estrakh: *From Yehupets Jargonists to Kiev*

Yiddishists. The Rise of a Yiddish Literary Centre, 1880s – 1914. In: *East European Jewish Affairs*, Vol. 30, No. 1, Summer 2002, 18.

⁹ Siehe Salomo A. Birnbaum: *Praktische Grammatik der jiddischen Sprache für den Selbstunterricht*. 5. erg. Auflage, Hamburg 1988, 187.

noch einige Zeit die Ausdrücke „Judeo-German“ oder sogar „Jewish Language“, bzw. im Deutschen „Jüdisch-Deutsch“ und „Jüdisch“.

Wann „Yiddish“ als „Jiddisch“ erstmals ins Deutsche kam, ist nicht ganz klar, es dürfte aber um 1900 gewesen sein. Der Dichter Karl Wolfskehl erwähnte in einem Brief bereits 1902 die „Mundart für welche der anglo-amerikanische Terminus ‚The yiddish (sic!)‘ geschaffen ist“.¹⁰ Es dauerte aber bis zum Ersten Weltkrieg, bis sich der Terminus „Jiddisch“ durchsetzte.

Um 1900 tauchte im Deutschen eine andere Bezeichnung auf: „Jüdisch“ bzw. „die jüdische Sprache“. Das ist an sich eine durchaus logische und konsequente Bezeichnung, analog zu der Tatsache, dass man die Sprache der Italiener „Italienisch“, der Franzosen „Französisch“ etc. nennt. Was uns zur ideologischen Frage bringt. Denn parallel zur Aufwertung des Jiddischen waren Bestrebungen im Gange, die hebräische Sprache als die Sprache des jüdischen Volkes wieder zu beleben. Die tatsächliche Volkssprache eines Großteils des Judentums dieser Zeit, der „jüdische Jargon“, wurde von diesen „Hebraisten“ mit Geringschätzung betrachtet. Dagegen traten jüdische Intellektuelle auf, die sich auf den Wert des „Jargons“ als Schöpfung des Volkes beriefen. Zwischen „Hebraisten“ und „Jiddischisten“ kam es zu erbitterten Polemiken, die auf den Seiten der jiddischen und hebräischen Presse ausgetragen wurden. In den zwanziger Jahren kam es in Palästina sogar zu tätlichen Angriffen auf „Jiddischisten“. In der Sowjetunion wiederum wurden die „Hebraisten“ als Verfechter einer „reaktionären“ Sprachbewegung verfolgt. Später wurde auch der „Jiddischismus“ als „kleinbürgerlich-reaktionär“ eingestuft und viele jiddische Schriftsteller ebenfalls Opfer von stalinistischen „Säuberungen“.

Die „jiddischistische“ Bewegung, die sich vor allem in städtischen Zentren Osteuropas formierte – Warschau, Odessa, Kiew – wurde für den deutschen Sprachraum von einem Wiener Publizisten aufgenommen und propagiert, der heute nur mehr wenigen ein Begriff ist: Nathan Birnbaum (1864-1937).

Der 1864 in Wien geborene Nathan Birnbaum stammte aus einer galizischen Kaufmannsfamilie. Er hat in der deutschen Sprache einen Neologismus geprägt, den wir bis heute verwenden: „Zionismus“. Er war in Wien einer der ersten bedeutenden Vertreter dieser politischen Richtung. Schon 1883 begründete er an der Wiener Universität die jüdisch-nationale Studentenverbindung „Kadimah“. Mit dem Auftreten Theodor Herzls wurde er aber ab 1897 in der zionistischen Bewegung an den Rand gedrängt. Im selben Jahr teilte sich die österreichische Sozialdemokratie in nationale Sektionen und löste damit eine heftige Debatte unter den osteuropäischen Sozialisten aus. Der Aufschwung insbesondere des slawischen Nationalismus zur Jahrhundertwende hatte natürlich Auswirkungen auf die jüdische Minderheit in Osteuropa. Die generelle Tendenz der Sozialdemokratie war es, das Judentum als eine historische Religionsgemeinschaft ohne Zukunft zu sehen. Gegen diese Auffassungen trat eine eigene jüdisch-sozialistische Bewegung auf, welche die Anerkennung der Juden als nationale Minderheit für notwendig erachtete, damit die jüdische Bevölkerung Osteuropas nicht zwischen den konkurrierenden Nationalismen zerrieben würde. Eine Nation braucht aber eine Nationalsprache. In der jüdisch-sozialistischen Bewegung war es der Publizist Chaim Zhitlovski (1865-1943), der um die Jahrhundertwende eine Kampagne für die jüdische Volkssprache startete. Er begründete damit den „Jiddischismus“ als eine eigene Bewegung.¹¹

Nathan Birnbaum sammelte in Wien ab 1903 im Verein „Jüdische Kultur“ jüdische Studenten um sich, mit denen er den Jiddischismus als Lösung für die jüdische Identitätsproblematik propagierte. Durch die jüdische Volkssprache – so sah es Birnbaum – würden die dem wahren jüdischen Leben entfremdeten Juden Westeuropas, die durch die Assimilation zu problematischen, zivilisationsgeschädigten Existenzen geworden waren, zu ihren jüdischen Wurzeln zurückfinden. Birnbaum hatte starken Einfluss auf die zionistisch-sozialistische Bewegung, die sich zu dieser Zeit formierte. Gestützt auf den Studentenverein „Jüdische Kultur“ organisierte er 1908 eine jiddische Sprachkonferenz in Czernowitz, ein Akt von

¹⁰ Hans Peter Althaus: *Zocker, Zoff & Zores. Jiddische Wörter im Deutschen*. München 2002, 118.

¹¹ Emanuel S. Goldsmith: *Architects of Yiddishism at the*

beginning of the twentieth century. A study in Jewish cultural history. Rutherford etc. 1979.

großer symbolischer, weniger von realpolitischer Bedeutung.

Birnbaum lebte seine Auffassungen konsequent. Als Jiddischist ging er von der deutschen (die seine tatsächliche Muttersprache war) zur jiddischen Sprache über. Während des Ersten Weltkrieges sah er die säkularen Ideologien als gescheitert an. Er schloss sich deshalb der strengen Orthodoxie an und wurde Funktionär der orthodoxen, antizionistischen Partei „Agudas Jisroel“, wo er im Bildungswesen aktiv war. Er lebte später in Berlin, musste vor den Nationalsozialisten flüchten und starb 1937 in den Niederlanden.¹²

In unserem Zusammenhang ist es wichtig, dass Birnbaum in seinen Publikationen dazu überging, anstatt von „jüdisch-deutsch“ oder „Jargon“ konsequent von der „jüdischen Sprache“ zu schreiben. Für ihn war also noch nicht festgelegt, dass „yiddish“ bloß ein sprachliches Phänomen bezeichnete, sondern er sah darin eine Eigenbezeichnung der sogenannten Ostjuden, die einfach „jüdisch“ meint. Für Birnbaum waren aber die Ostjuden der nationale Kern des Judentums schlechthin, also konnte man, so seine Auffassung, ihre Sprache „jüdisch“ nennen.

Der Erste Weltkrieg zog eine ganze Fülle von Literatur über die Ostjuden und ihre Sprache und Kultur nach sich, und Birnbaum war einer der einflussreichsten Publizisten in diesen Fragen. Das Interesse an den Ostjuden hatte mit den anfänglichen Erfolgen der deutschen Armee in Osteuropa zu tun. Die deutschen Truppen richteten sich darauf ein, sich länger in diesen Ländern aufzuhalten und man plante bereits die Annexion weiter Gebiete durch das Deutsche Reich. Gleichzeitig flüchteten große Scharen von Ostjuden vor der russischen Armee ins deutsche und österreichische Hinterland oder wurden als Arbeitskräfte angeworben. Damit wurde die Frage nach der deutschen und österreichischen Politik gegenüber der jüdischen Minderheit virulent.¹³ Sollte man davon ausgehen, dass die Juden ohnehin eine Form des Deutschen sprachen, oder

musste man ihre eigene Sprache anerkennen?

In der deutschen Besatzungspolitik während des Ersten Weltkrieges hatte eine politische Konzeption, die Juden als eine eigene Ethnie Osteuropas zu behandeln, die des Minderheitenschutzes bedürfte, ein gewisses Gewicht. Das war sicher nicht uneigennütziges Denken, sondern man hoffte, die jüdische Minderheit als Unterstützer der Präsenz deutscher Truppen in Osteuropa zu gewinnen. Damit erhielt aber der „Jiddischismus“, der bisher die Angelegenheit kleiner intellektueller Zirkel war, unerwartete Rücken- deckung, die aber nicht unproblematisch wurde, denn damit verstärkte sich die Tendenz in den nach Unabhängigkeit strebenden Nationalbewegungen, die „Loyalität“ der jüdischen Minderheit zu bezweifeln.

Es war einer der Söhne von Nathan Birnbaum, Salomo Birnbaum (geboren in Wien 1891), der 1915 eine *Praktische Grammatik der jiddischen Sprache für den Selbstunterricht* verfasste. In diesem Buch setzte er programmatisch und ohne lange Rechtfertigung „jüdi-

Sollte man davon ausgehen, dass die Juden ohnehin eine Form des Deutschen sprachen, oder musste man ihre eigene Sprache anerkennen?

sche Sprache“ und „jiddische Sprache“ gleich. Möglicherweise auch aus Gründen der Militärzensur konnte das Buch erst 1918 im Druck erscheinen.¹⁴ Die *Grammatik* erschien in mehreren Auflagen und spielte eine große, wenn nicht sogar die entscheidende Rolle, um den Begriff „Jiddisch“ im Deutschen zu etablieren. Bezeichnenderweise konnte Salomo Birnbaum in Wien keinen Lehrstuhl erhalten. Er lehrte in Hamburg, emigrierte in den dreißiger Jahren und starb hochbetagt und hoch angesehen 1989 in Toronto.

Das erneute Interesse am Jiddischen

Nach einem ersten „Jiddisch-Boom“ in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war in den Achtzigern im deutschen Sprachraum wieder ein verstärktes Interesse am Jiddischen festzustellen.

¹² Robert S. Wistrich: *Die Metamorphosen des Nathan Birnbaum*. In: *Die Juden Wiens im Zeitalter Franz Josefs*. Wien 1999.

¹³ Vgl. den Abschnitt *Ostjudenfrage und Erwachen jüdischen Bewusstseins* in: S. Adler-Rudel: *Ostjuden in Deutschland*.

1886 – 1940. *Zugleich eine Geschichte der Institutionen, die sie betreuten*. Tübingen 1959, 47ff.

¹⁴ Salomo A. Birnbaum: *Praktische Grammatik der jiddischen Sprache für den Selbstunterricht*, 1f.

Die Vermittlung lief dabei vor allem über die jiddische Musik. Seitdem sind einige jiddische Ausdrücke wieder zu neuen Ehren gekommen, andere kamen neu in den deutschen Wortschatz, wie zum Beispiel „Klesmer“ (meist in der amerikanisierten Form „Klezmer“) – traditionelle jiddische Musiker, und „Schtetl“, eine geschlossene jüdische Siedlung in Osteuropa.

Bei der literarischen Verwendung von Jiddismen scheint es sich um einen Versuch zu handeln, über die historische Bruchstelle des Nationalsozialismus und der Shoah wieder an eine deutsch-jüdische Tradition anzuknüpfen. Dafür lässt sich der Roman *Gebirtig* von Robert Schindel anführen.¹⁵ Der titelgebende Name erweckt die Assoziation zu Mordechai Gebirtig (1877 – 1942), einem Krakauer Liedermacher, dessen Lieder im Zuge der „Jiddisch-Renaissance“ bzw. des Klesmer-Booms in den achtziger Jahren bekannt wurden.

Ein Nebenprodukt des Interesses am Jiddischen sind Publikationen, welche sich bemühen, den jiddischen Wortschatz einem breiteren Publikum bekannt zu machen und zu erklären. Zwei Neuerscheinungen verdienen besondere Beachtung:

- Hans Peter Althaus: *Zocker, Zoff & Zores. Jiddische Wörter im Deutschen*. München 2002.

Hans Peter Althaus ist Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Trier. Er dokumentiert seit Jahren den Gebrauch jiddischer Worte im Deutschen, vor allem in der Zeitungssprache. Seine Feststellung ist, dass dieser Wortschatz einer Konjunktur unterworfen ist. Die Verwendung jiddischer Worte ist nicht auf eine einfache Formel zu bringen. Sie hat eine lange Tradition auch in der deutschen Literatur, ist aber in erster Linie ein Phänomen der Umgangssprache. Dabei gibt es regionale und soziale Unterschiede im Wortschatz. Manchmal ist die jiddische Herkunft eines Wortes gar nicht mehr bewusst (etwa bei „mies“ oder „betucht“), manchmal wird ein Wort überstrapaziert (etwa „meschugge“).

Während der Zeit des Nationalsozialismus wurde der jiddische Wortschatz verdrängt und damit

Jahrhunderte alte Sprachtraditionen abgeschnitten. Gleichzeitig wurde von den Nationalsozialisten eine böswillige Gleichsetzung des Jiddischen mit dem so genannten „rotwelschen“ Wortschatz vorgenommen. Die „Fachsprachen“ der Gauner, die unter „Rotwelsch“ subsumiert werden, und die Soziolekte der untersten Sozialschichten haben Einflüsse aus verschiedenen Sprachen, darunter auch dem Jiddischen, aufgenommen. Da das Jiddische eine europäische Handelssprache war, ist sein Einfluss sehr vielfältig nachweisbar. Die Kontaktsituationen waren dabei sehr unterschiedlich. Sicher ist, dass einige jiddische Wörter – meistens sehr stark in Form und Bedeutung abgewandelt – über die Sprache der Unterschichten ins Hochdeutsche kamen.

Die oft plakative Verwendung jiddischer Ausdrücke in der heutigen Presse definiert Althaus folgendermaßen: „Jiddismen ... dienen als Blickfang, zur Fokussierung und zur Erzeugung einer Klimax und geben den Journalisten den Anstrich intimer Kenntnis der Einzelheiten und Zusammenhänge“.¹⁶

Eine bemerkenswerte Aussage ist Althaus' Feststellung, dass dem Journalismus zwar eine wichtige Rolle dabei zukommt, wenn ein bestimmtes „Sample“ an Jiddismen heute eine regelrechte Konjunktur erlebt, dass aber im Gegensatz zu früher diese zum Großteil nicht mehr mit Jüdischem assoziiert werden. Dem ist aber seine eigene Beobachtung gegenüberzustellen, dass in Publikationen mit jüdischem Bezug einige jiddische Worte (Mamme, meschugge, Gojim) plakativ benützt werden, um ein jüdisches Element zu unterstreichen.

- Leo Rosten: *Jiddisch – eine kleine Enzyklopädie. Aktualisiert und kommentiert von Lawrence Bush. Illustriert von R. O. Blechman. Übersetzung und deutsche Bearbeitung von Lutz-W. Wolff*. München 2003.

Jiddisch wird oft mit einer „unorthodoxen“, populären jüdischen Kultur assoziiert und vor allem am „Unterhaltungswert“ gemessen. Das lässt sich an Reinhard Tramontanas wohlmeinender Besprechung von Leo Rostens *Jiddisch – eine kleine Enzyklopädie* erkennen.¹⁷

¹⁵ Robert Schindel: *Gebirtig*. Frankfurt/Main 1992.

¹⁶ Althaus: *Zocker, Zoff & Zores*, 123.

¹⁷ Reinhard Tramontana: *Masl-Tow!* In: *Profil* Nr. 6, 3. Februar 2003, 126.

Diese deutsche Ausgabe eines amerikanischen populärwissenschaftlichen Klassikers, der erstmals 1968 unter dem Titel *The Joys of Yiddish* erschien, ist aber nicht unproblematisch. Rosten selbst hielt in seinem ursprünglichen Vorwort fest: „Dies ist kein Buch über Jiddisch. Es ist kein Wörterbuch des Jiddischen. Es ist auch kein Sprachführer“. Vielmehr wollte der Schriftsteller und Amateursoziologe Leo Rosten (1908-1997) eine besondere jiddisch-amerikanische Sprachmischung darstellen, welche vor allem in New York bis heute lebendig ist und die Populärkultur geprägt hat. Es ist also in Wirklichkeit ein Buch über eine bestimmte amerikanisch-englische Sprache, die von den jüdischen Einwanderern entwickelt wurde. Sie kann als ein Gegenstück zu jener deutsch-jiddischen Mischsprache gesehen werden, die in den Vierteln ostjüdischer Zuwanderer in Wien und Berlin einst gesprochen wurde und die uns vor allem aus den Produktionen der so genannten „Jargonbühnen“ bekannt ist.¹⁸ Beide „Mischsprachen“ speisten sich vor allem aus dem ironischen, auch aus dem derben Wortschatz des Jiddischen. Als sprachliches Phänomen interessant, vermittelt das jiddische Element in der deutschen und der amerikanischen Sprache daher nur ein sehr beschränktes, nicht repräsentatives Bild von der jiddischen Sprache. In Amerika werden auch von Nichtjuden viele Wortformen und Ausdrücke verwendet, die korrekterweise nicht direkt dem Jiddischen, sondern einer jüdischen Version des amerikanischen Englisch zuzuordnen sind. Ein Verdienst Rostens bestand zweifellos darin, die linguistische Kreativität des amerikanischen Judentums dokumentiert zu haben und gegen puristische Sprachvorurteile aufzutreten zu sein.

In Europa wurde der Austausch zwischen Jiddisch und Deutsch durch den Nationalsozialismus unterbrochen. Von der Sprache der Jargonbühnen blieb ein imitiertes „Jiddeln“, das nicht selten antisemitische Implikationen hatte. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob das Buch, trotz der vielen Erläuterungen und Zusätze, nicht auch das häufig anzutreffende Missverständnis verstärken wird, das Jiddische sei schon an sich eine „lustige Sprache“ und aus diesem Grunde überhaupt ganz anders als andere Sprachen. Der Übersetzer und Bearbeiter des Buches scheint sich der Problematik bewusst gewesen zu

sein. Die deutsche Ausgabe versucht die größte Schwäche Rostens – eine gewisse Nonchalance gegenüber der linguistischen Fachwissenschaft – durch die Aufnahme neuer Stichworte und Erklärungen zu beheben. Damit hat sich das Buch von den ursprünglichen Absichten Rostens weit weg bewegt. Aus einem Buch über jüdisches Amerikanisch wurde, offenbar aus Erwägungen des Publikumsinteresses, ein Buch über Jiddisch gemacht. Herausgekommen ist etwas, was man auf Jiddisch als „a plonter“ (Durcheinander) oder auch als „nischit ahin un nischit aher“ (nicht Fisch und nicht Fleisch) bezeichnet. Ich will hier nicht ausführlich darauf eingehen. Nur eines soll hervorgehoben werden: Rosten konstatierte in seinem Vorwort zur ersten Ausgabe kurz und bündig:

„Jiddisch‘ ist ... kein Synonym für ‚jüdisch‘. Jiddisch‘ ist der Name einer Sprache. Es gibt keine Sprache, die ‚Jüdisch‘ genannt wurde“.¹⁹

Wie ich ausführlich dargestellt habe, stellt diese Aussage Rostens die historischen Tatsachen auf den Kopf. „Yiddish“ bzw. „jiddisch“ sind Herleitungen aus jenem Wort für „jüdisch“, das die Juden Osteuropas seit Jahrhunderten verwendeten und nach Amerika brachten („jidisch“). In einem komplizierten Prozess ist „Yiddish“ an die Stelle von „the jewish language“ und „Jiddisch“ an die Stelle von „die jüdische Sprache“ getreten. Da nicht anzunehmen ist, dass Rosten während seiner langjährigen Beschäftigung mit diesen Fragen nie auf die Gleichsetzung von „the jewish language“ mit dem Jiddischen gestoßen ist, kann diese Aussage nur so erklärt werden, dass er sich berufen sah, festzulegen, es handle sich hier um eine „falsche“ Definition.

Es war mir in meinem Artikel wichtig, festzuhalten, dass es nicht um die Frage einer „richtigen“ oder „falschen“ Bezeichnung geht, sondern um die Festlegung eines Sprachnamens, die ohne die dahinter stehenden ideologischen Positionen nicht zu verstehen ist. Auch Rosten versuchte, als Publizist im Kampf um Worte und Definitionen, der für jiddische Kulturpolitik so typisch ist, Einfluss zu nehmen. Dass es ihm auch darum ging, in der Debatte um die jüdische Nationalsprache, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch mit großer Heftigkeit geführt wurde,

¹⁸ Georg Wacks: *Die Budapester Orpheumgesellschaft. Ein Varieté in Wien 1889-1919*. Wien 2002.

¹⁹ Leo Rosten: *Jiddisch – eine kleine Enzyklopädie*.

Aktualisiert und kommentiert von Lawrence Bush. Illustriert von R. O. Blechman. Übersetzung und deutsche Bearbeitung von Lutz-W. Wolff. München 2003, 16.

eine eigene Position einzunehmen, zeigt sich daran, wenn er Kritik durch „leidenschaftliche Jiddischisten und unerschütterliche Hebraisten“ antizipierte und mit der Berufung auf Samuel Johnson zu entkräften versuchte.²⁰

Rosten war ein Befürworter einer Amerikanisierung des Judentums in den USA. Daraus erklärt sich vermutlich auch der Erfolg des Buches. Vor

diesem Hintergrund betrachtet wäre auch zu überlegen, was es über die Wahrnehmung des Jiddischen im deutschen Sprachraum aussagt, wenn ein Buch wie *The Joys of Yiddish* Jahrzehnte später mit beträchtlichem Aufwand als *Jiddisch – eine kleine Enzyklopädie* ins Deutsche übertragen wird – und das in einer Bearbeitung, die über die ursprünglichen Intentionen Rostens weit hinausgeht.

Mag. Thomas SOXBERGER (1965)

Studium der Judaistik und Geschichte an der Universität Wien, Yiddish Studies an SOAS (School of Oriental and African Studies), London. Veröffentlichungen zur jiddischen Literatur in Wien und von Übersetzungen aus dem Jiddischen. Arbeitet derzeit an einem Forschungsprojekt zur Geschichte jüdischer Studien in Wien (gefördert von der Stadt Wien, MA 7).

²⁰ Rosten, *Jiddisch – eine kleine Enzyklopädie*, 33.

Rezensionen

MARION NEISS: *Presse im Transit. Jiddische Zeitungen und Zeitschriften in Berlin von 1918 bis 1925*. Berlin: Metropol Verlag 2002, 240 Seiten.

REINER BURGER: *Von Goebbels Gnaden. „Jüdisches Nachrichtenblatt“ (1938-1943)*. Münster, Hamburg, London: LIT Verlag 2001, 202 Seiten.

KERSTIN E. SCHIRP: *Die Wochenzeitung „Seminario Israelita“. Sprachrohr der deutsch-jüdischen Emigranten in Argentinien*. Münster, Hamburg, London: LIT Verlag 2001, 223 Seiten.

MICHAEL NAGEL (HRSG.): *Zwischen Selbstbehauptung und Verfolgung. Deutsch-jüdische Zeitungen und Zeitschriften von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms Verlag 2002, 372 Seiten.

Wie sehr die Erforschung der jüdischen Presse erst an ihrem Beginn steht, wird immer wieder explizit und implizit bei der Lektüre der folgenden vier sonst sehr unterschiedlichen Publikationen deutlich.

Marion Neiss, Mitarbeiterin des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, hat mit ihrer ursprünglich als Dissertation verfassten Studie über die jiddische Presse in Berlin nicht nur eine wichtige Pionierarbeit, sondern auch ein wesentliches Stück Presse- und jüdische Geschichte vorgelegt.

Denn für die Berliner jiddischen Zeitungen gab es keine umfassende Bibliographie und keine (in der Shoah unzerstört gebliebene) Institution, in der sie gesammelt wurden. Die Anmerkungen der Autorin zur Quellenlage sind daher auch überaus deprimierend: „Von der jiddischen Presse in Berlin ist fast nichts geblieben. Von den jiddischen Zeitungen und Zeitschriften [...] lassen sich in bundesdeutschen Bibliotheken und Archiven lediglich Fragmente finden.“ Einsuchen konnte sie die Exemplare, soweit sie erhalten sind, im YIVO in New York, in israelischen Institutionen oder in der Medem Bibliothek in Paris. Wenn sie Mikrofilme benutzen musste, waren diese oft von sehr schlechter Qualität.

Noch größer sind die Verluste der jiddischen Presse in der Sowjetunion, wie Neiss zitiert; laut Jacob Shatzky sind 80 Prozent der Ausgaben der dort bis 1927 publizierten jiddischen Presse nicht mehr erhalten.

Die Blütezeit der Berliner jiddischen Presse, während der 31 Periodika nachgewiesen werden konnten, währte kurz, von 1919 bis 1925. Ausschlaggebend dafür waren ökonomische und demographische Gründe. Ab 1924 verteuerten sich die Druck-, Papier- und Portokosten und die ostjüdischen Arbeiter wanderten aus Berlin wieder ab.

Mit ihrer Arbeit konnte Neiss auch die bibliographischen Angaben älterer Untersuchungen von Leo und Renate Fuks, Glenn S. Levine und Herbert A. Strauss wesentlich ergänzen und präzisieren. Ihre Studie reiht sich ein in die Renaissance und Wiederentdeckung der jiddischen Geschichte und Kultur, der in Deutschland und Österreich bereits viele neu publizierte Untersuchungen und Übersetzungen zu verdanken sind.

Die Diplomarbeit von Reiner Burger, heute ein Mitarbeiter der Redaktion der *FAZ*, über das *Jüdische Nachrichtenblatt* von 1938 bis 1943 ist ebenfalls die erste umfassende Untersuchung über diese von den Nazis erzwungene und für die Judenverfolgung gezielt eingesetzte, aber von jüdischen Journalisten zwangsweise und unter strenger Zensur redigierte Zeitungsgründung.

Auch er korrigiert frühere Forschungen, so eine Angabe von Katrin Diehl in ihrem Buch *Die jüdische Presse im Dritten Reich* (Tübingen 1997) über die Wiener Ausgabe des *Jüdischen Nachrichtenblattes*.

Burger versuchte auch den Biographien der einzelnen Mitarbeiter der Zeitschrift nachzugehen, konnte aber fast in allen Fällen nur sehr dürftige biographische Angaben eruieren. Mit der Ausnahme des bekannten Kritikers Julius Bab wurden alle Opfer der Shoah.

Ungenau wird er allerdings in dem kurzen Abschnitt über Österreich. Leopold Moses, der zuletzt die Wiener Ausgabe des *Jüdischen Nachrichtenblattes* redigierte, leitete die Bibliothek der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, und nicht die Kultusgemeinde selbst, wie Burger schreibt. „Ein Dr. Antal“ wurde laut Burger Verlagsleiter. Dabei handelte es sich um den 1947 in Palästina verstorbenen Rechtsanwalt und Publizisten Alfred Antal. Auch sonst gäbe es über die Wiener Ausgabe noch einiges zu recherchieren und eine eigene Studie würde sich lohnen. (Zum Beispiel schrieb dort der in einer „Mischehe“ lebende Rechtsanwalt und Publizist Victor E. Pordes regelmäßig unter dem Pseudonym Esdorp).

Leo Baeck ging nicht nach seiner Befreiung, sondern erst 1948 in die USA, da seine Tochter in London lebte.

Die oft lange nach dem Exil fortgesetzte jüdische Exilpresse ist ein besonders vernachlässigtes Gebiet der Presseforschung. Mit der Ausnahme des *Aufbau* und einer unveröffentlichten Diplomarbeit über die *Israel Nachrichten* liegen fast keine eigenständigen Untersuchungen vor.

Kerstin E. Schirp arbeitete 1997 als Praktikantin der *Semanario Israelita. Periódico Independiente. Unabhängiges Jüdisches Wochenblatt* und lernte dadurch Geschichte und Alltag dieser letzten jüdischen Exilzeitschrift kennen, über die sie schließlich ihre Diplomarbeit schrieb. Nachdem die Zeitschrift 1999 eingestellt worden war, rettete sie auch deren Nachlass nach Deutschland. Zuletzt erschien diese nur mehr monatlich und hatte noch 750 Abonnenten.

Die *Jüdische Wochenschau* wurde 1940 von dem aus Berlin stammenden Rechtsanwalt Hardi Swarsensky gegründet. Deren kontinuierliche Geschichte beschreibt Schirp allerdings nicht. Sie konzentriert sich auf die letzte Phase unter dem Chefredakteur Werner Max Finkelstein, einem früheren Redakteur des *Argentinischen Tageblattes*. Kurz beschreibt sie auch die anderen argentinisch-deutschen und -jüdischen Zeitungen.

Die Redaktion war, ähnlich wie bei den bis heute erscheinenden *Israel Nachrichten*, auf die Mitarbeit von PraktikantInnen aus Deutschland angewiesen, von denen die meisten, wie Schirp schreibt, „kein Wissen über jüdische Kultur und Religion“ hatten.

Wünschenswert wären genauere Angaben darüber, wie viele Exemplare der Zeitschrift (offensichtlich) nicht archiviert wurden. Nur indirekt erfährt der Leser, dass Finkelstein nach Deutschland zurückging und Schirp heiratete. Inzwischen publizierte er auch seine Lebenserinnerungen.

2000 fand an der Universität Bremen eine internationale Tagung über die historische deutsch-jüdische Presse statt. Der Tagungsband zeigt in beeindruckender Weise die Bandbreite und das Niveau der internationalen Forschungen auf diesem bisher vernachlässigten Gebiet.

Der Organisator der Tagung und Herausgeber des Tagungsbandes, Michael Nagel, Professor am Institut für Deutsche Presseforschung an der Universität Bremen fasste einleitend die potentielle Bedeutung der jüdischen Presse für die Geschichtsschreibung zusammen: „Die periodische Presse früherer Zeiten stellt einen ungehobe-

nen Schatz dar. Nur vereinzelt wird die Fülle der hier gebotenen Informationen von den historisch arbeitenden Disziplinen genutzt, nur punktuell die imponierende Vielfalt des Materials selbst in Untersuchungen mit einem kommunikations- und mediengeschichtlichen Schwerpunkt ausgeschöpft.“ Als einen der wesentlichsten Gründe dafür nannte Nagel die unbefriedigende bibliographische Situation.

Auch Johannes Valentin Schwarz vom Moses Mendelsohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam verwies für seinen Bereich, die rund 40 bis zum Jahr 1850 eruierbaren jüdischen Zeitungsgründungen in Deutschland, auf die schwierige Quellenlage, da sich zu keiner der Zeitungen ein Redaktionsarchiv oder ähnliche interne Quellen erhalten haben.

Andreas Brämer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg und Verfasser gewichtiger Studien zur Geschichte des deutschsprachigen Rabbinats, veröffentlichte in dem Band eine genaue Analyse der *Monatschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums*.

Die Judaistin und Musikwissenschaftlerin Esther Schmidt, die sich auf die jüdisch-musikalische Fachpresse spezialisierte, beschrieb sechs deutschsprachige Kantorenzeitungen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Mark H. Gelber von der Ben Gurion Universität in Beer Sheva, ein genauer Kenner des Kulturzionismus, widmete sich den vier fast vergessenen kulturzionistischen Zeitschriften, *Selbst-Emancipation!*, *Serubabel*, *Die Jüdische Volkszeitung* und *Zion*, die „praktisch ohne eine Spur aus dem modernen jüdischen Bewußtsein [...] ausgeschaltet worden“ sind.

Der einzige Beitrag mit einem österreichischen Bezug stammt von Dieter Josef Mühl (heute Dieter J. Hecht), der die Entstehungsbedingungen und das Umfeld der *Wiener Morgenzeitung* (1919-1927), der ersten und einzigen deutschsprachigen zionistischen Tageszeitung, beschrieb. Moshe Zimmermann von der Hebräischen Universität in Jerusalem zeigte in seinem Beitrag über deutsch-jüdische Turn- und Sportzeitungen die Verbindung von Zionismus und Sport auf.

Zwei Beiträge, von Dieter Richter und Michael Nagel, widmeten sich einem ebenfalls fast völlig vergessenen Genre, den jüdischen Kinderkalendern und der Kinderbeilage der Berliner *Jüdischen Rundschau*.

Hans Otto Horch, Kay Heiligenhaus und Till Schicketanz beschrieben am Ende des Bandes das mithilfe der DFG finanzierte Aachener Digitali-

sierungsprojekt, das vorerst acht deutsch-jüdische Zeitungen und Zeitschriften umfassen wird, die am Ende in digitalisierter Form im Internet abrufbar sein werden. Einen positiven Nebenaspekt sehen die Autoren darin, dass damit „zunehmend gefährdete Zeitschriftenbestände, deren dauerhafte Erhaltung seitens der Bibliotheken aus finanziellen Gründen ungewiß ist, langfristig gesichert werden können.“

Bedacht werden sollte in diesem Zusammenhang aber auch, dass Bibliotheken damit ihre Erhaltungspflicht zu leicht gemacht oder abgenommen werden könnte. Wie sorglos diese damit bereits umgingen, zeigen die warnenden Beispiele zahlreicher großer amerikanischer Bibliotheken und der British Library. Denn diese betrieben nach der Mikroverfilmung ihrer Zeitungsbestände Kulturvernichtung im größten Stil, indem sie alle Originale der Zeitungen vernichteten. (Der amerikanische Schriftsteller Nicholson Baker hat dies in dem Buch *Double Fold*, von dem auch eine deutsche Übersetzung in Vorbereitung ist, eindringlich beschrieben). Es gibt keine Garantie für die dauerhafte Haltbarkeit der Mikrofilme (oder einer Digitalisierung), genauso wie es keinen Beweis für die angebliche Nicht-Haltbarkeit von Zeitungen gibt, abgesehen von der damit einhergehenden willkürlichen Erschwernis der täglichen Arbeit der Forscher. Die Technikgläubigkeit und die Überzeugung, dass alles Neue a priori das Bessere sein muss, hat auch ihre Schattenseiten.

Evelyn Adunka

EVELYN ADUNKA / PETER ROESSLER (HRSG.): *Die Rezeption des Exils. Geschichte und Perspektiven der österreichischen Exilforschung*. Wien: Mandelbaum Verlag 2003, 480 Seiten.

„Es entspricht den Anforderungen einer demokratischen Kultur, sich nicht jeweils nach dem zu richten, was die staatliche Bildungs- und Kulturpolitik verlangt, sondern eine selbstbewusste und darum nicht exklusive Gemeinschaft der Forschenden anzustreben.“ (S. 11) Im Text des Einladungsfolders zum Symposium „Die Rezeption des Exils in Österreich. Perspektiven der österreichischen Exilforschung“ nahmen die OrganisatorInnen damit auf die konkreten Rahmenbedingungen ihres Forschungsgegenstandes Bezug: Obwohl für rund 130.000 ÖsterreicherInnen in den Jahren 1938 bis 1945 als einzige Überlebens-

strategie der Weg in die Emigration blieb, fanden weder die Schicksale noch die kulturellen Leistungen der Vertriebenen Eingang ins öffentliche Bewusstsein der 2. Republik. Lediglich eine kleine Anzahl von Institutionen und Einrichtungen bemühte sich im Rahmen der beschränkten personellen und ökonomischen Ressourcen um eine konsequente und kontinuierliche Aufarbeitung der Lebenswege dieser Exilierten. Drei Symposien – anno 1975, 1987 und 1988 – gingen der Veranstaltung im Mai 2001 voraus und bildeten gleichzeitig deren zentrale Anknüpfungspunkte: Das Ziel des Zusammentreffens von ReferentInnen aus verschiedensten kulturwissenschaftlichen Disziplinen lag im Bemühen, einen Überblick respektive einen Extrakt der bisherigen österreichischen Forschungstätigkeit zum Thema Emigration zu erarbeiten. Als Resultat dieses dreitägigen Wissenstransfers entstand schließlich die Österreichische Gesellschaft für Exilforschung, die die kontinuierliche Weiterbearbeitung der im Rahmen des Symposiums skizzierten Themen verfolgt, und ein Buch, das als vorläufige Dokumentation dieses Diskussionsprozesses zu begreifen ist.

Das thematische Spektrum des vorliegenden Sammelbandes reicht von der Darstellung einzelner Institutionen sowie deren Forschungs- und Archivierungstätigkeit (Wolfgang Neugebauer: *Das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und die Exilforschung*, Ursula Seebacher: *Nach dem „Bedenkjahr“. Sammeln, Dokumentieren und Publizieren am Beispiel der Österreichischen Exilbibliothek*, etc.) bis zur Präsentation der wissenschaftlichen Ergebnisse, aber auch Lücken innerhalb einzelner Fachbereiche. Der Beitrag von Friedrich Stadler, Initiator des 1987 abgehaltenen Symposiums zur Wissenschaftsemigration und gleichzeitig Autor bzw. Herausgeber maßgeblicher Publikationen zu diesem Thema, kreist vor allem um Versäumnisse, Unterlassungen und noch Aufzuholendes im Bereich der Wissenschaftshistoriographie.

Weniger negativ konnotiert, anstatt auf interdisziplinäre Defizite auf eine Bilanz der bisherigen Forschungstätigkeit abzielend, stellt sich der Beitrag des Kommunikationswissenschaftlers Fritz Hausjell dar: *Lang ignoriert, aber intensiv nachgeholt* – die Frage nach dem Verbleib der vertriebenen JournalistInnen bzw. deren kulturellem Schaffen im Exil wurde erst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre Gegenstand engagierter kommunikationswissenschaftlicher Forschung. Im Sinne eines Kontrapunktes zur parallel dazu statt-

findenden Aufarbeitung der zahllosen Karriereverläufe jener JournalistInnen der 2. Republik, die ihren Beruf bereits unter Goebbels erlernt hatten, begaben sich einzelne StudentInnen im Rahmen ihrer Abschlussarbeiten auf die Spurensuche nach den publizistischen Lebenszeichen der Vertriebenen. (S. 157f)

Im Laufe der 90er Jahre wurde der neu entdeckte Themenkomplex aus mehreren Perspektiven beleuchtet: Ein von Fritz Hausjell geleitetes Projekt schuf durch die systematische Erfassung und Dokumentation sämtlicher Exilzeitschriften von AutorInnen österreichischer Herkunft profunde Grundlagen für weitere Forschungen. Zeitgleich wurden Diplomarbeiten und Dissertationen zur Exilpublizistik in Ländern wie Großbritannien, Tschechoslowakei aber auch Argentinien, USA, Palästina, Australien, Brasilien, und Chile vorgelegt. (S. 159f) Das wahre Ausmaß des kulturellen Exodus ebenso wie jenes der verhinderten Wiederkehr illustrierten die ersten kollektivbiographischen Studien zur personellen Besetzung einzelner Tageszeitungsredaktionen vor 1938 und nach 1945. „Kritischer Journalismus und journalistische Qualität der Ersten Republik wurden in den dreißiger Jahren im wesentlichen durch Vertreibung, physische Vernichtung und zerstörtes Erfahrungswissen nachhaltig ruiniert“ (S. 163) lautet das Resümee Hausjells 1993. Verdichtet wurde diese Erkenntnis durch die erste Anthologie zum Exiljournalismus im deutschsprachigen Raum, *Vertriebene Wahrheit*, ebenso wie durch eine Reihe von biographischen Studien über einzelne namhafte PublizistInnen. Mit dem Hinweis auf die forschungsfeindlichen, weil strukturell ungünstigen Rahmenbedingungen im Fach Kommunikationswissenschaft liefert der Autor abschließend dennoch ein Forschungsprogramm, das als Anregung für künftige ExilforscherInnen dienen kann.

Dass im vorliegenden Sammelband über weite Strecken auf die Exilliteratur (Marianne Gruber: *Die Österreichische Gesellschaft für Literatur und Exilliteratur*, Siglinde Bolbecher: *Das Potential der Exilliteratur. Am Beispiel der Theodor Kramer Gesellschaft*, etc.) eingegangen wird, resultiert aus der wissenschaftlichen Orientierung der VeranstalterInnen des Symposiums 2001. Ein nicht vernachlässigbarer Teil der Texte widmet sich darüber hinaus aber der Skizzierung einschlägiger Projekte unterschiedlicher temporärer und substantieller Tragweite. An einem Ende der Skala befinden sich sicherlich die beiden Projekte, deren Ergebnisse seit kurzem in Form des dreibändigen Nachschlagewerks *Handbuch öster-*

reichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft. 18. bis 20. Jahrhundert vorliegen. Wolfgang Duchkowitsch, Leiter des ersten 1987 gestarteten Projekts sowie in gleicher Funktion bis Juni 1997 auch das Folgeprojekt betreuend, beschreibt in seinem Beitrag die vielfältigen, gemeinsam mit einem Beirat aus WissenschaftlerInnen und VertreterInnen der jüdischen Gemeinde in Österreich angestellten Vorüberlegungen hinsichtlich Definition und Eingrenzung des Forschungsgegenstandes, Rückgriff auf vorhandene Quellen sowie Aufbau der Datensammlung. Der Autor verweist damit auf die Erarbeitung von Grundlagen, die erforderlich waren um das Forschungsvorhaben auf eine solide wissenschaftliche Basis zu stellen. (S. 139ff) Nicht nur die vielfach abweichenden biobibliographischen Angaben in den vorhandenen Quellen, auch das Ziel, eine öffentlich zugängliche Datenbank anzulegen, lenkte die Aufgaben des 1990 gestarteten Folgeprojektes vor allem auf die Korrespondenz mit den EmigrantInnen bzw. deren Nachkommen. Mit diesem Ziel ebenso wie mit der Ausweitung des „beforschten“ Zeitraums vom 18. bis ins 20. Jahrhundert leicht modifiziert, baute die zweite wissenschaftliche Auseinandersetzung im Wesentlichen auf der Basis von 1987/88 auf. Susanne Blumesberger, von 1997 bis 2002 mit der Projektleitung betraut, bricht in ihrem Beitrag die sich auf der Metaebene bewegenden Betrachtungen Wolfgang Duchkowitschs herunter auf die Mikroebene. Aus der gewaltigen Materialsammlung über Leben und Schaffen von über 10.000 AutorInnen jüdischer Herkunft wählt sie exemplarisch fünf Schicksale – Anna Maria Jokl, Marianne Schmidl, Carl Djerassi, Eveline Goodman-Thau und Siegfried Marcus – aus und umreißt deren Geschichte vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit dem Heimatland Österreich. (S. 249ff) Von einer allein in ihrer temporären Ausdehnung ähnlichen Forschungstätigkeit berichtet der Kommunikationswissenschaftler Theodor Venus. Gemeinsam mit einer kleinen, engagierten Gruppe von SeminaristInnen am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien begab sich Venus 1991 auf die Suche nach Namen und Kerndaten von JournalistInnen jüdischer Herkunft, die zwischen 1848 und 1938 in ihrem Beruf tätig waren. Die Recherche beschränkte sich zunächst auf biographische Lexika, Handbücher, Monographien und weitete sich – in den folgenden Jahren im Alleingang mit und ohne finanzielle Förderung – auf Memoiren, Zeitungsdokumentationen und -archive etc. aus.

(S. 285ff) Im Jahr 2000 erfolgte die Konvertierung der Daten in eine Datenbank. Beispielhaft führt der Autor die Ergebnisse einiger Abfragen aus dieser – gegenwärtig 2500 biographische Einträge umfassenden – Sammlung vor. So aufschlussreich diese Daten in Hinblick auf weibliche Repräsentantinnen im Journalismus (6-7 Prozent) oder etwa Ressortzugehörigkeit (z. B. 200 FeuilletonistInnen, 400 PolitredakteurInnen) auch sein mögen (S. 288ff), unter Berücksichtigung von bereits bestehenden bzw. neu aufgelegten Lexika erscheint doch die Frage nach einer gewissen Redundanz, möglicherweise auch einer fehlenden Quellenüberprüfung evident. Angesichts einer fehlenden institutionellen Einbettung schwebt jedenfalls über dem Aspekt der Zugänglichkeit des Materials ein großes Fragezeichen.

Um dem Anspruch an eine offene Wissenschaft gerecht zu werden und dem Ziel einer möglichst breiten Vermittlung der bisherigen Forschungsergebnisse zu entsprechen, wurden die beiden Online-Projekte „ScienceExil“ und „Österreichische Schriftstellerinnen und Schriftsteller des Exils 1933. Texte und Kontexte“ ins Leben gerufen. Während ersteres einer verstärkten Rezeption der Wissenschaftsemigration zuträglich sein soll und deshalb zwei wissenschaftliche Daten-

banken via Internet zugänglich macht (S. 298), möchte zweiteres die Erinnerung an das literarische Schaffen der Exilierten durch „Darstellungen, ausgewählte Primär-Texte, Fotos, Audios und Videos“ (S. 307) wach halten.

Fazit: Wie von den HerausgeberInnen im Vorwort postuliert, dominiert in diesem Sammelband über weite Teile die literarische Auseinandersetzung mit dem Exil. Auch darf dem Buch attestiert werden, dass es weder vermag „interessierte Laien“ für die Thematik zu begeistern, noch den Stellenwert eines zündenden, tiefes Interesse initiierenden Leseerlebnisses inne hat. LeserInnen, deren Bewusstsein für das Thema Exil bereits geschärft ist, ermöglicht die Lektüre allerdings einen guten Überblick über den Status quo der geisteswissenschaftlichen Spurensuche nach den aus Österreich Vertriebenen. Auch studentische Arbeiten mögen hier ihren Ausgang nehmen, um am richtigen Punkt in den „Mikrokosmos“ des jeweiligen Forschungsgegenstandes einzutauchen. Für die relativ kleine, teilweise verzahnte Gruppe der ExilforscherInnen bietet dieser Sammelband sicher Impulse für zukünftige transdisziplinäre Forschungsaktivitäten.

Gaby Falböck

Herwig Walitsch. Ein Nachruf

Am 1. Februar 2003 verschied Mag. Dr. Herwig Walitsch, Mitarbeiter im Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung, im Alter von 37 Jahren nach schwerer Krankheit in Graz. Sein sehnlichster Wunsch, als Medienwissenschaftler an einer Universität angestellt zu werden, blieb unerfüllt. Es war ihm nicht mehr möglich, eine Berufung in Deutschland anzunehmen, um in dieser Funktion seinen vielseitigen Erkenntnisinteressen nachzugehen und eine Brücke von der Medienwissenschaft zur Kommunikationswissenschaft zu schlagen.

Herwig Walitsch wurde am 23. Juni 1966 in Kapfenberg geboren. Sein Vater war Postoffizial, seine Mutter Hausfrau. Nach der Matura studierte er Germanistik sowie Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz. Sein 6-jähriges werkstudentisches Leben verbrachte er in einer Marketing- und Kommunikationsagentur. In den Sommerferien jobbte er als Schlafwagenschaffner. 1987 und 1988 war er Foreign Language Assistant am Tresham College in Kettering, Northamptonshire, England. Die Diplomarbeit über *Thomas Bernhard und das Komische* schrieb er bei Hans H. Hiebel. Sie wurde 1992 im Verlag Palm und Enke, Erlangen, publiziert. Nach Abschluss des Diplomstudiums arbeitete er bei Hiebel intensiv am Aufbau des Forschungsprojekts „Literatur und Medien – Poetische Fiktion und technische Medien in der Neuzeit“. Damals lernte ich ihn als kompetenten und am Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien (mit dem Schwerpunkt Medien- und Kommunikationsgeschichte) interessierten Kollegen kennen und schätzen. Aus dieser Begegnung entstanden viele Stunden gemeinsamer Gespräche sowie sein erster Beitrag für *Medien & Zeit*, der 1993 sogar ein ganzes Heft füllte.

1994 erhielt Walitsch am Institut für Germanistik in Graz seinen ersten Lehrauftrag. „Literatur und Medien“ war das Thema. Ein Jahr danach folgten Lehraufträge am Institut für Anglistik in Graz. Eine „Einführung in die Medienkunde“ und „Stilistik“ führten ihn in weitere Nähe zur Kommunikationswissenschaft. Von 1994 bis 2001 war er Forschungsassistent bei Hiebel. In dieser Funktion arbeitete er an dem aus Mitteln des FWF (= Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) gespeisten Projekt „Literatur und Medien“ mit. Mehrere Publikationen (s. Anhang) zeugen von dieser mehrjährigen Projektarbeit. 2000 schloss er bei Hiebel mit der Dissertation *Literatur und Medien – Vorschläge zu einer hermeneutischen medienorientierten Literaturwissenschaft* sein Doktoratsstudium ab. Diese Arbeit wird posthum bei Fink in München

erscheinen. Im Frühjahr 2001 erhielt er einen Vertrag als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Technischen Museum Wien und betreute bis September 2002 für die ständige Ausstellung „medienwelten“ den Bereich Informations- und Kommunikationstechnik. Während dieser Monate stellte er die Übersetzung des Werkes *The History of Television* von Albert Abramson fertig. Sie erschien im Herbst 2002 im Verlag Fink. Eine Einladung zur Präsentation des Buchs bei der Frankfurter Buchmesse und ein daran angeschlossenes Treffen mit dem Autor in den USA bildeten einen letzten Erfolgsbeweis. Die Übersetzung und Herausgabe des Buchs *Understanding New Media* von Kim Veltman, für die sich ebenfalls der Verlag Fink interessiert hatte, konnte Walitsch nicht mehr fertig stellen.

Der Arbeitskreis, dessen Vorstandsmitglied Herwig Walitsch seit 1998 war, verlor einen ergreifenden Menschen, der kraft seiner Belesenheit, seines vielseitig fundierten Wissens, epikureischen Charmes und szientifischen Witzes stets um die Lebendigkeit von Diskursen besorgt war. Liebe zur Wissenschaft hatte ihm bewundernswerte, nahezu störrische Kraft verliehen. Liebedienerei war ihm allzeit fremd. Herwig, ich vermiss dich.

WOLFGANG DUCHKOWITSCH

Publikationen in Auswahl

„Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte – Grundlagen, Synopse und Konsequenzen.“ In: *Medien & Zeit* 3/1993, 2-37.

„Reality-TV. Entwicklung aus technikhistorischer Sicht. Formen und Inhalte, Motivation und journalistische Philosophie.“ In: *Medien & Zeit* 2/1995, 25-31.

„Wettbewerb als Erfolgsgarantie? Versuch einer Mythenkritik am Beispiel der Geschichte der Fernsehtechnik.“ In: *Rundfunk und Geschichte*. 2-3/1997, 97-110.

Kleine Medienchronik. Von den ersten Schriftzeichen zum Mikrochip. Gemeinsam mit Heinz Hiebler und Karl Kogler. Hrsg. V. Hans H. Hiebel. München: Beck 1997.

Die Medien. Logik – Leistung – Geschichte. Gemeinsam mit Hans H. Hiebel, Heinz Hiebler und Karl Kogler. München: Fink 1998, (= UTB 2029).

Große Medienchronik. Gemeinsam mit Hans H. Hiebel, Heinz Hiebler und Karl Kogler. München: Fink 1999.

Multiplicatio imaginorum. Bildmedien nach 1800. In: *Medien & Zeit*. 2/2001, 48-67.

Publizistik-Shop

Ein Buch-Shop des WUV

Publizistik-Shop

1180 Wien

Kutschergasse 23

Tel.: 407 77 80

Öffnungszeiten

Mo – Fr 9.30 bis 17 Uhr

Willkommen in der Welt des Wissens

Fachbücher und Skripten

- Rezeptionsforschung
- Journalismus
- Radio
- Film und Fernsehen
- Neue Medien
- Medien allgemein
- PR und Werbung
- Medienpädagogik
- Technologie und Ökologie
- Recht
- Information und Dokumentation
- Kultur und Cultural Studies
- Gender
- Theorie
- Philosophie und Semiotik
- Medienpsychologie

Copycards

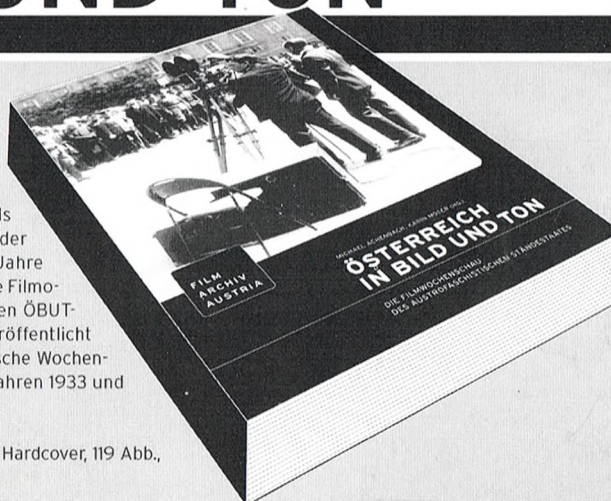
Mit *einer* WUV | Copycard kannst Du sämtliche Kopiergeräte am Institut sowie 200 weitere in ganz Wien (z. B. an der UB) benutzen.

NEUERSCHEINUNG

DIE FILMWOCHENSCHAU DES AUSTROFASCHISTISCHEN STÄNDESTAATES ÖSTERREICH IN BILD UND TON

In dieser Publikation behandeln namhafte HistorikerInnen, PublizistInnen, EthnologInnen, Politik- und FilmwissenschaftlerInnen erstmals Funktion und Bedeutung der ÖBUT im Kontext der politischen und historischen Ereignisse der Jahre 1933-1938. Inkludiert ist weiters eine vollständige Filmografie sämtlicher von 1933 bis 1938 erschienenen ÖBUT-Beiträge. Begleitend zu dieser Publikation veröffentlicht das Filmarchiv Austria in der Reihe „Österreichische Wochenschauen“ Originalbeiträge der ÖBUT aus den Jahren 1933 und 1934 auf VHS.

Hg. Michael Achenbach, Karin Moser, 560 Seiten, Hardcover, 119 Abb., ISBN 3-901932-18-6, € 24,90



„Österreich in Bild und Ton“-Buch
und -Jahresvideo nach Wahl zusammen
statt € 46,50



VIDEOS
1933 UND 1934
je 60 min VHS/PAL
mit Originalbeiträgen
und einer historischen
Einführung

€ 21,60

€ 39,90

BESTELLUNGEN :
FILMARCHIV AUSTRIA, TEL 216 13 00,
FAX 216 13 00 100, augarten@filmarchiv.at

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien